
Dritter Teil

Im Lande der Pharaonen

Von Jerusalem über den Suezkanal nach Kairo.

Alzu rasch waren die schönen Wochen unseres Aufenthaltes in Jerusalem dahingeeilt. Den letzten Spätnachmittag benutzte ich dazu, um mit einem Freund den Weg noch einmal zu gehen, den der Erlöser am Abend vor seinem Tode gegangen ist. Es war gerade ein Donnerstag, und wie hätten wir besser für die große Gnade danken können, so lange auf den Pfaden Christi wandeln und die vielen heiligen Stätten der Offenbarung und Erlösung besuchen zu dürfen? Über diesen letzten Gang zum Abendmahlsaale und von dort zum Garten Gethsemane habe ich früher bereits berichtet.

Am Freitag, den 23. Oktober, hieß es von Jerusalem und Palästina Abschied nehmen. Der letzte Abschnitt unserer Orientfahrt sollte beginnen, ein Besuch im Lande der Pharaonen. Auch an den Ufern des Nil ist ja biblisches Land. Über 400 Jahre hat das auserwählte Volk in Ägypten gelebt. Was uns das Alte Testament vom Besuche Abrams in Ägypten, von Joseph und seinen Brüdern, von der Knechtschaft Israels und seiner Befreiung erzählt, bildet einen wichtigen Teil der ältesten Offenbarung. Gar nicht zu reden von Moses, der am Hofe des Pharaos vorbereitet wurde, um der Riesenaufgabe gewachsen zu sein, das Gottesvolk nach vierzigjähriger Wüstenwanderung bis an die Schwelle des gelobten Landes zu führen. Auch in der späteren Geschichte Israels griffen die gewaltigen Herrscher Ägyptens immer wieder in die Schicksale Palästinas ein. Mancherorts waren wir den Spuren dieser Beziehungen begegnet, von Byblos in Syrien bis Besan, von Jerusalem bis Philadelphia im Lande der Ammoniter. Ägypten hat endlich das Glück gehabt, der hl. Familie mit dem göttlichen Kind eine Zufluchtsstätte zu werden. Wie hat dort in den ersten Jahrhunderten das Christentum geblüht! Auf dem Gebiete der christlichen Wissenschaft leuchteten daselbst Männer wie Origenes und Klemens, Athanasius und Cyrillus. Die Väter des Mönchtums, Antonius und Pachomius, haben die Wüste fruchtbar gemacht an zahllosen Heiligen.

Sind die Spuren der Offenbarung und die ruhmvolle Geschichte des Christentums geeignet, den Theologen nach Ägypten zu locken, so wird er zugleich mit allen andern einen Aufenthalt in diesem Lande zu den gewinnreichsten Tagen seines Lebens zählen. Ist doch Ägypten der klassische Boden einer Kultur, von deren Höhe wir spätgeborenen Europäer uns nur schwer eine Vorstellung machen können. In Deutschland gilt Trier als eine der ältesten Kulturstätten. Hier an der Mosel blühte schon Jahrhunderte hindurch Kunst und Wissenschaft, als an der Spree noch die Wilden im Urwald hausten. Aber was ist Trier gegen Rom! Noch weit größer ist die Kulturspanne zwischen Rom und den Residenzen am Nil.

Wir durften uns deshalb durch die Erwartung neuer Feierstunden des Geistes ein wenig über den Abschiedschmerz hinwegtrösten lassen, als wir durch das Sator aus der ewigen Stadt hinauswanderten. Seitdem wir in Neapel das Schiff bestiegen hatten, waren wir nicht mehr mit der Eisenbahn gefahren. Jetzt sollte auch dieses Hauptverkehrsmittel zur Geltung kommen, und zwar ausgiebig. Stand uns doch eine Bahnfahrt von vierzehn Stunden bevor, um aus der Hauptstadt Palästinas über den Suezkanal hinüber zur Hauptstadt Ägyptens zu gelangen. Und in Ägypten galt es, etwa zweieinhalbtausend Kilometer zurückzulegen, um die auf unserem Plan verzeichneten Orte zu erreichen.

Am Sultanteich war trotz der frühen Morgenstunde schon der Markt im Gange, als wir auf der Brücke über das Hinnomtal schritten. In dem völlig ausgetrockneten Becken des Teiches und daneben wimmelte es bunt durcheinander von Schafen und Ziegen, Eseln und Kamelen, Pferden und Rindern. Dazwischen die Beduinen und Fellachen und Handelsleute in ihren malerischen Trachten. Der Staub lag dick auf der Straße, und wenn wir mit abgewandtem Gesicht den Atem anhielten, so oft ein Auto oder eine Karawane dicke Wolken aufwirbelte, wurde uns beim Abschied zum Bewußtsein gebracht, daß wir es in den vergangenen Wochen besser gehabt hatten als die armen Fußgänger und Reiter, an denen wir im Kraftwagen vorbeigefahren waren.

Am Bahnhof hatte sich ein Benediktinerpater eingefunden, um uns glückliche Fahrt zu wünschen und noch einige Andenken an das deutsche Kloster der Dormition zu überreichen. „Wenn Menschen auseinandergehen, so sagen sie: auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!“ Diesmal kam es aus tiefstem Herzen, wenn auch die leise Furcht dahinterstand: Vielleicht erst im himmlischen Jerusalem. Als dann die Türme und Mauern der Stadt dem Auge entchwanden, während der Zug an der schmucken Kolonie der Templer und am Mutterhaus der deutschen Borromäerinnen vorbei ins Tal der Rephaim, der Riesen, rollte, da war es wie ein heiliges Gelöbniß: „Bergeß ich dein, Jerusalem, so möge meiner Rechten Kraft erlahmen.“ Als letzter Gruß klangen die schönen Schlußverse des 122. Psalms hinüber:

„Es herrsche Frieden stets in deinen Mauern
 Und Wohlergehn in deinen Burgen.
 Um meiner Freunde, um der Brüder willen
 Will ich ein Segenswort für dich noch sagen:
 Des Tempels unsers Herrn und Gottes wegen
 Ersleh ich Heil für dich.“

Auf der Fahrt von Jerusalem nach Lydda fesselte vor allem Bettir unsere Aufmerksamkeit. Auf seinem Felsenkegel haben die Juden während des Bar Kochba-Aufstandes den Römern drei Jahre lang getrotzt und manchen Ansturm der Legionen abgewehrt, indem sie schwere Steinkugeln von der Höhe herab auf die Angreifer rollten. Simon Bar Kochba, der Sternensohn, kam bei der Eroberung Bettirs ums Leben. Es ist bezeichnend, daß unter ihm sich das Judentum wieder eine eigene Währung schuf, um auch so von den Fremden unabhängig zu werden.

In Lydda ist der Kreuzungspunkt der beiden Linien Jerusalem—Jafa und Haifa—El-Kantara. Ein Schwarm von Gepäckträgern fiel über unsere Koffer her, wobei einer den andern im Schreien zu überbieten suchte. Je ruhiger der Fremde dabei bleibt und je bestimmter er seine Anweisungen gibt, umso sicherer kommt er zum Ziel. Beim Bezahlen mußte er schon ein Mehrfaches des Tarifes zahlen, wenn er verhüten wollte, daß dabei das Geschrei und Protesterheben von neuem einsetzt. „Je mehr er zahlt, je mehr der will; nie schweigen seine Klagen still.“

Die Wagen sind bequem, hell und lustig. Einige Züge führen sogar Speisewagen mit, sodaß die lange Fahrt durchaus nicht eintönig und auch nicht so anstrengend ist, wie man wohl befürchtet hat. Wenigstens bis Gaza gibt es links und rechts soviel altherwürdige Stätten zu sehen, daß man bedauert, so rasch daran vorbeiziehen zu müssen. In den letzten Jahren ist allerdings das Landschaftsbild arg verschandelt worden durch die vielen zionistischen Siedlungen, so begreiflich es auch ist, daß diese Kolonisten einen Ort in der Nähe der Eisenbahn bevorzugen. Vielleicht machen die elenden Bretterbuden und Wellblechbaracken bald den niedlichen Häuslein Platz, wie sie in einigen Siedlungen schon zu sehen sind.

Wir durchfahren das Land der Philister und der alten Phönizier. Manche von den Städten des Küstenstriches waren nur vorübergehend in der Hand der Israeliten. Wenn also der Zionismus seine Ansprüche auf das Land der Väter aus der geschichtlichen Vergangenheit begründen will, darf er nicht besondere Vorliebe für jene Landesteile verraten, die fast nie in der Hand des Judentums waren, aber recht fruchtbar sind. Was würde übrigens aus der Erdkarte, wenn heute die verschiedenen Volksstämme ihre vor 1800 und mehr Jahren verlorenen Wohnsitze wieder für sich beanspruchten?

Von J e b n a aus zieht sich der Schienenstrang in der Richtung der Karawanenstraße hin. Das schöngelegene Städtchen war einst der Mittelpunkt des jüdischen Geisteslebens, als kurz vor dem Untergang Jerusalems die rabbinische Hochschule und der Sanhedrin dorthin verlegt wurden. Rabbi Akiba, der im benachbarten Lydda und in Jebna oder Jamnia wirkte, hat gegen seinen Willen das letzte Unheil über sein Volk gebracht, als er Simon Bar Kochba als den Messias verkündete.

Die Mauern des ehemals bedeutenden Azotus, heute Esdud, sind im Dünenland begraben. Hier hat der Göze Dagon dem einen wahren Gott huldigen müssen, als die Philister die von den Juden erbeutete Bundeslade in den Tempel Dagon's zu Azotus brachten. Die Festungsmauern der Philisterstadt sind wohl nicht aus gestampfter Erde gebaut gewesen, wie die meisten Hütten des jetzigen Esdud, sonst hätte nicht Psammetich, der Pharao Ägyptens, mit seiner Heeresmacht Azotus 29 Jahre lang belagern müssen, wie Herodot erzählt.

Das sagenummwobene Askalon liegt eine Strecke von der Bahn abseits am Meeresufer. Jeder Student kennt den „Schwarzen Walfisch zu Askalon“ mit seinem „Dattelsaft“ und dem „Hausknecht aus Rubierland“, der den Gast auf die Straße warf, als er die auf sechs Ziegelsteinen vorgelegte Rechnung nicht bezahlen konnte. Aber die meisten würden erstaunt sein, wenn sie sähen, daß Askalon vom Erdboden verschwunden ist. Unter fruchtbaren Gärten mit hohen Kaktushecken schläft es wie ein Dornröschen. Auch den englischen Ausgrabungen während der letzten Jahre war es nicht beschieden, nennenswerte Reste vergangener Herrlichkeiten freizulegen, obschon wir wissen, daß Herodes der Große seine Geburtsstadt mit Prachtbauten schmückte und daß noch zur Zeit der Kreuzzüge „mancher brave Reitersmann“ vor den Mauern Askalons „sich den Durst abgetan“ hat, als Gottfried von Bouillon, Balduin und Richard Löwenherz um diese Festung kämpften.

Der Anblick G a z a s ruft traurige Erinnerungen wach. Hier gelang es im November 1917 den Engländern, die deutsch-türkische Front zu durchbrechen. Im Wüstenland bei Gaza fand manches hoffnungsvolle Leben ein frühes Ende. Die Stadt erholt sich nach und nach von den furchtbaren Leiden jener Zeit. Diese Leiden bilden das neueste Glied in der fast endlosen Kette von Heimsuchungen, denen Gaza, eine der ältesten Städte der Erde, als Grenzort zweier Welten im Laufe der Jahrtausende ausgesetzt war.

Südllich von Gaza wird es einsam. Die Wüste nimmt uns auf. Wie Schnee ist der Flugsand zu eigentümlichen Bildungen zusammengeweht. Zwischen den Dünen glänzt vorübergehend das Mittelmeer auf. Die Fenster müssen wegen des feinen Sandes, der die Luft erfüllt, dicht geschlossen bleiben. Da taucht wie eine Fata Morgana in der Ferne El-Arisch auf. Dort mündet der „Bach Ägyptens“ ins Meer. Er

streckt die Linien seiner Nebenbächlein weit in die Halbinsel Sinai hinein und sammelt dort zur Regenzeit seine Wasser. Ein herrlicher Palmenwald bedeckt weithin die Fläche. Unter den schlanken Dattelpalmen spielen braune Kinder. In dichten Bündeln hängen die süßen Früchte hoch oben an den Blätterkronen. Auf der Station liefen flinke Jungen am Zug entlang barfüßig durch den Sand und boten den Reisenden in kleinen Papiertüten Datteln als Erfrischung an, wie bei uns belegte Brötchen. Saftige Melonen lockten bei der Hitze mehr zum Zugreifen.

Bei El-Arisch ist die Grenze zwischen Palästina und Ägypten. Heute stehen beide Länder unter englischer Oberhoheit, wenn auch die Tage Englands in Ägypten gezählt sein dürften, sobald dem Willen des Volkes Rechnung getragen wird. Im Wüstensand läßt sich aber schwer eine Landesgrenze ziehen; denn der Sturm und der Flugsand kümmern sich wenig um die Striche auf der Weltkarte. Dem haben die schlauen Engländer abgeholfen, indem sie an hohen Stangen große Schilder anbrachten, die dem Reisenden verkünden: Hier fängt Ägypten an, hier kommst du aus Asien nach Afrika. Wie fein das zu dem „Volk der Krämer“ paßt! Die Schilder mit der Aufschrift Ägypten oder Palästina sehen nämlich gerade so aus, wie hierzulande ein Reklameschild neben dem Bahnkörper, worauf „Stollwerk Gold“ oder „Erdal“ oder „Asbach Ural“ angepriesen werden.

Das Aussehen der Landschaft bleibt hüben und drüben das gleiche. Nur die Strecke von El-Arisch bis Roumanijeh bringt etwas Abwechslung, weil der Zug zwischen den Lagunen hindurchführt, die vor dem Meerbusen von Pelusium liegen. Der Tag ging zur Neige. Eine so zarte Abendbeleuchtung wie dort, das Meer auf der einen, die Wüste auf der andern Seite, läßt sich schwer mit Worten schildern.

So näherten wir uns in der Abenddämmerung einem der größten Werke menschlicher Willenskraft und kluger Berechnung, dem Suezkanal, den wir bei El-Kantara erreichten. Vorher waren unsere Pässe im Zuge geprüft worden, und wir mußten der Gesundheitspolizei genaue Auskunft über Woher und Wohin geben. Aber wir hatten uns zu früh gefreut, als wir aus dem lebenswürdigen Verhalten dieser Aufsichtsbeamten schlossen, in Ägypten mache man wenig Umstände, und die Zollrevision werde ebenso angenehm verlaufen. Sie war recht genau. Für unsere photographischen Apparate mußten wir mehrere umfangreiche Fragebogen ausfüllen und eine Summe hinterlegen, die uns beim Verlassen des Landes nach erneuter Ausfertigung etlicher Formulare mit entsprechendem Abzug zurückgezahlt wurde.

Auf einer Dampffähre hatten wir das westliche Ufer des Kanals erreicht und warteten dort auf den Anschlußzug von Port Said nach Kairo. Wir weilten an einer Schlagader des Weltverkehrs. Der Kanal hat eine Gesamtlänge von 161 Kilometer, ist also etwas länger als

der Rhein von Bingen bis Köln. Mit unsagbaren Schwierigkeiten hatte sein Erbauer, Ferdinand von Lesseps, zu kämpfen, bis das Werk vollendet war. England hat zuerst alles versucht, um das Unternehmen zum Scheitern zu bringen, bis es merkte, was auf dem Spiele stand, und dann sich den maßgebenden Einfluß sicherte. Der Gedanke einer künstlichen Verbindung des Mittelmeeres mit dem Golf von Suez ist nicht erst einem klugen Kopfe des 19. Jahrhunderts entsprungen, sondern reicht in die graue Vorzeit zurück. Aber alle Versuche der Durchführung mißlangen, und noch Napoleon der Große gab den Plan wieder auf, als ihm sein Ingenieur Lepère den Irrtum vorrechnete, der Spiegel des Roten Meeres liege zehn Meter höher als derjenige des Mittelmeeres.

El-Kantara bedeutet „Übergang“. An dieser Stelle war seit Jahrtausenden der Übergangsposten von Ost nach West und von West nach Ost. In den Tagen Abrahams scheint hier bereits etwas wie eine Paßkontrolle stattgefunden zu haben. Als nämlich der Patriarch wegen einer Hungersnot in Kanaan mit Sarai nach Ägypten zog und sich dem Grenzübergang näherte, machte er ihr den Vorschlag, sie möge sich nicht als sein Weib, sondern als seine Schwester ausgeben, damit die Ägypter ihn nicht als Mann der schönen Frau ums Leben brächten. Sarai ging auf den Vorschlag ein, aber die Sache kam doch ans Licht, was für Abraham und Sarai die Ausweisung aus Ägypten zur Folge hatte. Abraham durfte aber die reichen Geschenke an „Schafen, Rindern, Eseln, Sklaven, Sklavinnen, Eselinnen und Kamelen“, die ihm der Pharao wegen seiner „Schwester“ gemacht hatte, mitnehmen. Später wurde Joseph von den fremden Kaufleuten hier vorbei nach Ägypten gebracht. Hier zogen seine Brüder und dann der alte Vater Jakob mit seinem ganzen Hause vorüber. Auch die hl. Familie muß auf diesem Wege ins Land der Pharaonen gekommen sein.

Von El-Kantara läuft die Bahnlinie hart am Kanal entlang von Nord nach Süd, bis sie bei Ismailija im rechten Winkel nach Westen abbiegt. Es war Nacht geworden. Die Leuchtfeuer des Kanals flammten in bestimmten Abständen auf, um den Dzeandampfern den Weg zu zeigen. Nur ganz langsam dürfen sie durch den Kanal fahren, damit kein starker Wellenschlag die sandigen Uferbänke beschädigt.

Auch in der Nacht vermochte man zu erkennen, wie fruchtbar heute noch der Landstrich ist, den wir durchfahren. Wegen seiner Fruchtbarkeit hat ihn einst Joseph den Seinen als Wohnsitz angewiesen. Hier in der Provinz Gessen oder Gosen, „im besten Teil des Landes, im Lande Ramses“, wuchs die Familie Jakobs zu einem großen Volke heran, so groß, daß es den Pharaonen Furcht einflößte.

Mit rasender Eile jagte der Schnellzug durch das flache Nildelta dahin. Sagsig mit den Trümmern des alten Bubastis lag bald hinter uns. Die Dynastie der Hyksos hat dort geherrscht. Herodot weiß

allerlei Tollheiten vom Kult der Göttin Sachmet von Bubastis zu erzählen. Die Katze war ihr heiliges Tier. Die alttestamentlichen Propheten verkünden den schamlosen Frauen von Bubastis Gottes Strafgericht. Beim Abbau der Vielheit von Göttern und Göttinnen im Olymp verwischten sich die Unterschiede zwischen Sachmet, Isis, Hathor, Pechet und Mut; die griechische Artemis, die phönizische Astarte und die römische Venus ließen sich gemeinsam verehren.

Dann nahm uns Ägyptenshauptstadt Kairo, die stolze Stadt der Kalifen, in ihre Mauern auf. Was wir an jenem ersten Abend auf dem kurzen Weg vom Bahnhof zum Hotel zu sehen bekamen, war das Bild einer modernen Großstadt mit hochkerzigen elektrischen Lampen, bimmelnden Straßenbahnen, Autos und wieder Autos, mit rennenden und hastenden Menschen. Doch wir hatten noch schöne Tage vor uns, um anderes zu sehen als das.

Kairo und sein Museum.

1. Straßenbilder.

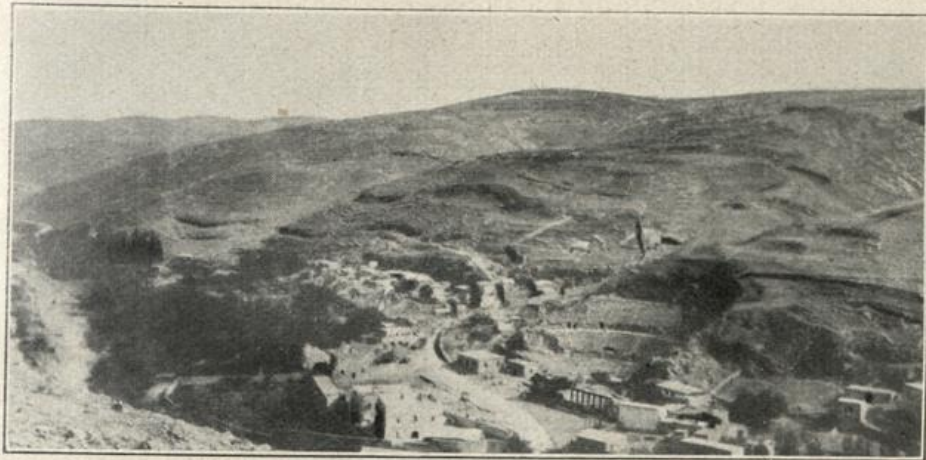
Die Hauptstadt des neuen Ägyptens, etwa 20 Kilometer vom Beginn des Nildeltas nördlich und 208 Kilometer von Alexandrien südlich gelegen, ist eine Weltstadt mit allen Licht- und Schattenseiten dieser „Wüsten aus Ziegelsteinen und Zeitungspapier“, wie Bismarck einmal Berlin gekennzeichnet hat. Dennoch hat Kairo eine ganz eigene Note. Sie klingt leise durch den ohrenbetäubenden Lärm der Neustadt, wird stärker, wenn man sich in die unheimlichen Winkel und Gassen der Altstadt wagt, und tönt wie ein Sang aus Tausend-und-einer-Nacht mit orientalischem Zauber an unser Ohr, wenn wir von der Zitadelle herab den Blick über das Häusermeer schweifen lassen. Kairo hat mehr Moscheen als es in Rom Kirchen gibt. Viele davon, besonders die mittelalterlichen, sind wahre Blüten islamischer Kunst. Durch ihren Prunk zeichnet sich die große, aus Marmor gebaute Moschee Mehemed Alis auf der Zitadelle aus, wenn sie auch als Ganzes genommen eine Geschmacksverirrung darstellt. In ihrem Schatten saßen Verkäufer von kleinen Pyramiden, Sphingen und Skarabäen. Sie waren auffallend zurückhaltend im Anpreisen ihrer Waren, und als wir, durch Schaden klug geworden, einen Bruchteil des geforderten Preises boten, schimpften sie nicht zuerst, wie die andern es taten, um dann doch froh zu sein, den dummen Fremden immer noch angeführt zu haben, sondern sie nahmen weiter gar keine Notiz von diesen Europäern und Amerikanern.

Nur wenige Schritte vom Hotel erhob sich ein prächtiges Minarett über das Häusergewirre. Bei Sonnenaufgang und -untergang sowie am Mittag, am Nachmittag und am späten Abend ließ der Wächter mit klangvoller Stimme in langgezogenen Tönen seine Gebetsrufe erschallen, indem er hoch oben um die Galerie schritt: „Allah ist der

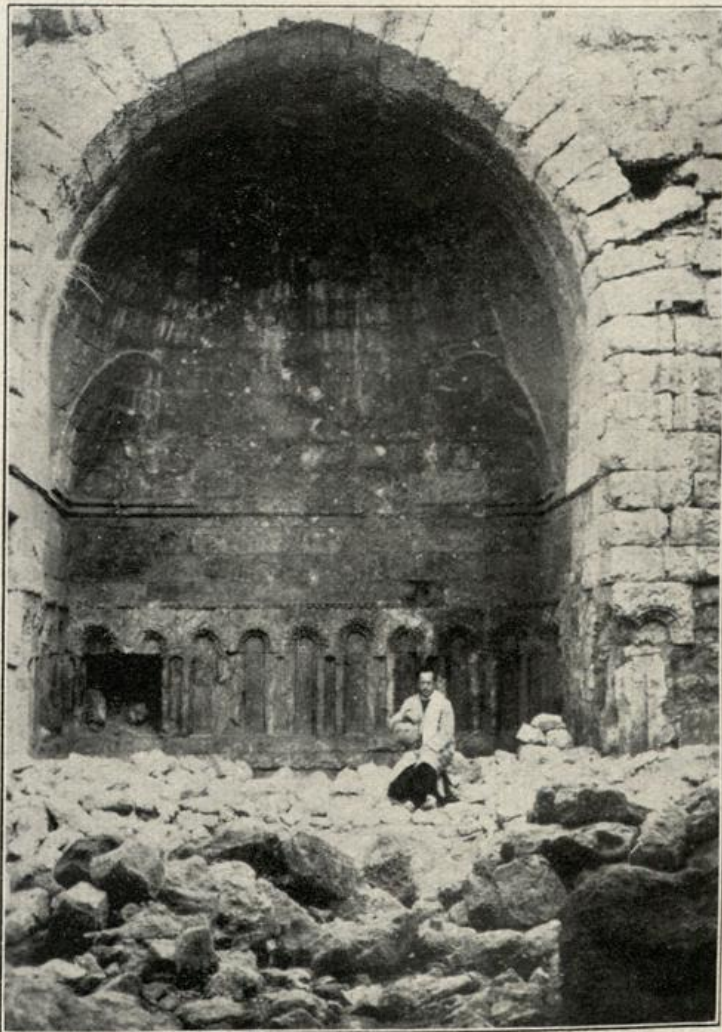
Höchste. Ich bekenne, daß kein Gott ist außer Allah; ich bekenne, daß Mohammed sein Prophet ist. Herbei zum Gebet! Auf zum Gottesdienst“. Dann wiederholte er die beiden ersten Rufe: „Allahu akbar! La ilaha ill' allah. Allah ist der Höchste. Es ist kein Gott außer Allah!“ Wie viele mögen dem Rufe folgen? Manche scheuen sich nicht, auf der Straße niederzuknien und, nach Mekka gewandt, ihr Gebet zu verrichten.

Der Straßenhandel ist in Kairo beinahe unausstehlich, wenigstens, wenn jemand sich mit jedem einlassen wollte, der ihm alles Mögliche und Unmögliche anbietet. Läßt man sich in einem Restaurant nieder, so muß man die Füße schon tief unter den Tisch strecken, wenn nicht gleich ein Stiefelpuzer darüber herfallen soll. Er wird wiederholt von den Kellnern hinausgeworfen, macht sich aber wenig daraus. Mehrere Kartenverkäufer lösen ihn ab, Zigarettenhändler, solche mit „echten Skarabäen, 4000 Jahre alt“, folgen. Dann rückt einer mit „echten“ Teppichen und Brokatstickereien an, ein anderer mit feinen Seidenstoffen, „sehr schön für die Frau Doktor zu Hause“, kommt dahinter. So geht es weiter, und man müßte in einem Möbelwagen reisen, wollte man jedem nur etwas abkaufen. An den Ständen und Buden ist wertvolle Arbeit mit gewöhnlichem Kitsch nebeneinander ausgestellt. Was echt ist, hat auch entsprechende Preise.

Einige von diesen Händlern waren so sauber und vornehm gekleidet, daß man daraus wohl schließen durfte, daß die Dummen auch in Kairo nicht alle werden. Andere hätten einem Franz Hals und Rembrandt prächtige Modelle graziöser Lumpenhaftigkeit geliefert. Ob es die ärmsten waren? In Jerusalem hatte man uns vor einem der zudringlichsten und verlumpetsten Bettler gewarnt, weil er 50 000 Piafter auf der Bank deponiert habe. Immerhin muß sich jeder sozial denkende Mensch bei Beobachtung des Straßenlebens im Orient, besonders in Kairo, fragen: wo haben diese Menschen ein Obdach, die sich noch spät am Abend an die Fremden heranmachen, um etwas an ihnen zu verdienen? Wer sorgt für sie in den Tagen der Krankheit und in den heißen Sommermonaten, wenn wenig Fremdenverkehr herrscht? Rollen dann die vornehmsten Limousinen vorbei, tänzeln in den Hauptstraßen Gestalten vorüber, die in feinste Seide gehüllt sind, mit ausgesuchtem Geschmack ausgestattet, auf 20 Meter Entfernung Wolken des teuersten Parfüms um sich verbreitend, so muß man über die Zufriedenheit der Enterbten und Verarmten staunen. Aber so war es schon vor Jahrtausenden, wie die alten Bilder uns lehren; so wird es wohl noch lange bleiben. Die gläubigen Frauen tragen auch in dieser Weltstadt den Schleier vor dem Gesicht, aber anders als in der Türkei und in Palästina. Über der Nase ist ein Köllchen am Kopftuch befestigt und hält einen durchsichtigen Schleier vor dem Gesicht fest, so daß ein Teil der Stirn freibleibt, während sonstwo das Gesicht vollständig verhüllt wird.



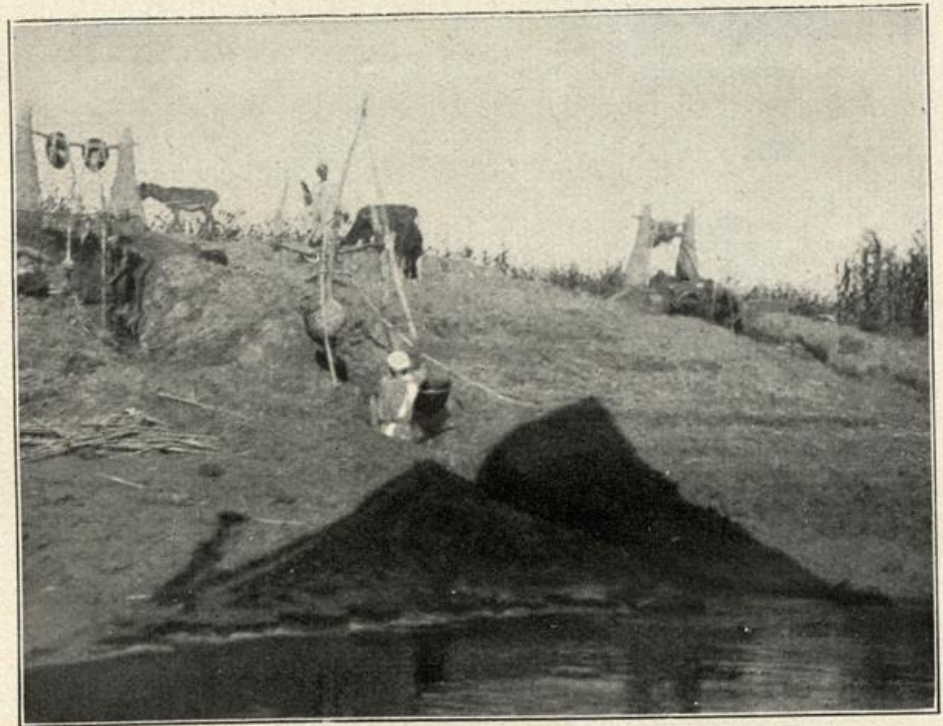
Rabbath Ammon (S. 175–177)



Auf der Zitadelle von Rabbath Ammon (S. 175–176)



Vor der Pyramide des Cheops (S. 206)



Feldbewässerung am Nilufer (S. 219–220)

Am lohnendsten ist ein Gang durch die Straßen am Abend. Der Fremde tut jedoch gut, sich nicht allein in das Labyrinth der Altstadt zu wagen, sonst könnte ihm die Freude am Beobachten etwas verdorben werden. Was mir besonders auffiel, waren die vielen Lichtspielhäuser. In einer einzigen Straße habe ich deren wenigstens ein Duzend gezählt, eines aufdringlicher als das andere. Die Bilderproben am Ausgang zeigten zur Genüge, wie darin vielfach an die niedrigsten Instinkte appelliert wird, um Zuschauer anzulocken. Wenn bei uns schon das bewegte Bild eine so große Anziehungskraft auf die Massen ausübt, obschon der Bildungsstand es doch vielen erlauben müßte, ein klassisches Stück im Theater zu genießen, so ist die Vorliebe des Orientalen mit seiner viel lebendigeren Phantasie und geringeren Allgemeinbildung für das Kino leicht begreiflich.

Daß auch das klassische Schauspiel in Kairo liebevolle Pflege findet, bewies uns die prächtige Bühne im großen Jesuitenkolleg. Sie ist für raschen Szenenwechsel mit allem versehen, so gediegen, daß Fachleute des öffentlichen Theaters ihrer Anerkennung offen Ausdruck gaben. Die besten Überlieferungen des ehemals in Europa so bedeutsamen Jesuitendramas werden in Kairo von den Schülern des hl. Ignatius für die Gegenwart nutzbar gemacht.

Das englische Element tritt im Straßenleben Kairos weniger hervor als in Jerusalem. Der Engländer versteht es ausgezeichnet, die ihm dienstbaren Völker möglichst wenig durch überflüssige Demonstrationen an ihre Knechtschaft zu erinnern. Er sorgt aber dafür, daß er alle Fäden in der Hand behält. Englisches Militär sah ich in Kairo nur auf der Zitadelle. Wer diese beherrscht, beherrscht die Stadt und ihre Umgebung, besonders, wenn er die Höhen des Mokattam ebenfalls besetzt hält. Das empfinden die Ägypter wohl. Der Kampf um völlige Unabhängigkeit wird mit zäher Ausdauer geführt. Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß eines Tages England aus politischer Notwendigkeit die letzten Folgerungen aus der Entwicklung der Dinge ziehen muß. Es wird allerdings diesen Tag so lange als möglich fernzuhalten suchen; denn Ägypten liegt am Suezkanal. Vom gepriesenen Selbstbestimmungsrecht der Völker konnten nur politische Kinder mehr erwarten als von andern Phrasen, mit denen man vorübergehend die Welt beglückte. Aber der Ägypter beginnt mündig zu werden und fordert das Recht, seinen eigenen Hausstand so einzurichten, wie es ihm paßt. Dabei ist er edel genug, um anzuerkennen, daß England sich im Nillande große Verdienste erworben hat.

2. Beim Schlangenbeschwörer.

Ägypten ist das Land der Schlangen und Skorpionen. Schon zu Moses Zeiten muß die Kunst der Schlangenbeschwörung dort geübt worden sein. Eines der Zeichen, durch die Moses dem Pharao seine göttliche Sendung beweisen sollte, war ja die Verwandlung des Wun-

derstabes in eine Schlange und die Rückverwandlung der Schlange in einen Stab. Als aber Moses und Aaron das Wunderzeichen vor dem Pharao wirkten, „da rief der Pharao die Weisen und Zauberkünstler herbei, und die Zauberkünstler machten es mittels ihrer Geheimkünste ebenso. Jeder warf seinen Stab hin; da verwandelten sich diese zu großen Schlangen; aber Aarons Stab verschlang ihre Stäbe. Jedoch Pharaos Herz blieb verstockt, er hörte nicht auf sie, wie es der Herr vorausgesagt hatte“ (Exodus 7, 11—13).

Auch in der Götterlehre der Ägypter spielt die Schlange eine große Rolle. Als Re, der Sonnengott, noch auf Erden lebte, traf ihn der Biß einer giftigen Schlange. Die Göttin Isis heilte ihn, und zum Dank mußte er ihr das Geheimnis seines Namens verraten. In den Malereien der Königsgräber werden die Feinde des Pharao der riesigen Höllenschlange in den Rachen geworfen. Auf den Standbildern und andern Darstellungen der Pharaonen ziert die heilige Uräusschlange den Kopfschmuck des Königs und wehrt alle Feinde und bösen Mächte von dem Sohne der Götter ab.

Bis in unsere Tage gibt es in Ägypten noch Schlangenbeschwörer. Ihre Kunst ist keine Zauberei, sondern Dressur und Geschwindigkeit. Wir wollten uns darum den Genuß eines solchen Schauspiels nicht entgehen lassen. Der Mann, ein rüstiger Fünziger, erschien mit einem Sack aus Ziegenfell. Darin ringelte sich eine Anzahl größerer und kleinerer Schlangen. Der Sack wird verschnürt und einem der Zuschauer ausgehändigt. Der Ägypter entledigt sich seiner Kleider bis auf einen leichten braunen Leibrock und läßt uns feststellen, daß in den Kleidern keine Schlangen verborgen sind. Dann beginnt die Beschwörung.

Im Hofraum, in Schuppen und Abstellräumen, im Keller zwischen Kisten und Flaschenlagern und in Mauerritzen sucht der Mann nach Schlangen. Sobald er einen Raum betritt, beginnt er zu locken durch Pfeifen in einer bestimmten Tonlage, so etwa wie man Tauben lockt. So schreitet er ruhig hin und her durch den Raum. Mehrmals läßt er bald vom Locken ab und erklärt, es sei keine Schlange in dem betreffenden Raume. Auf die Frage, woran er das feststelle, erwidert er, er rieche die Gegenwart einer Schlange. In andern Räumen aber gibt er uns, die ihm folgen, einen Wink. Dann geht er vom Locken durch Pfeifen zu allerlei Beschwörungsformeln über, schmeichelnd, bittend, einladend. Hilft das nicht, so folgen Drohungen und Verwünschungen gegen das verborgene widerspenstige Reptil. Wie Musik klingt die Arabersprache mit ihrem unerschöpflichen Wortreichtum. In der Hand trägt er einen dünnen Stab und klopft damit wider den Schlupfwinkel, greift dann plötzlich hin, und hält in der Hand triumphierend eine Schlange, mehrmals sogar ein Schlangenpaar. Die Beute wird zu den andern in den Ledersack gesteckt und dieser wieder verschnürt. Das

Schauspiel wiederholt sich in andern Räumen, wobei das Locken und Drohen bald kürzer, bald länger dauert. Dem Hausherrn wird es ein wenig unheimlich, daß er eine so große Anzahl Schlangen beherbergt haben sollte. Zuletzt birgt der Sack ein ganzes Duzend von verschiedener Art und Größe. Dabei schreitet der Beschwörer so ruhig, fast würdevoll und gelassen einher, als sei es selbstverständlich, daß die Tiere seiner Stimme folgten, sich aus ihren Verstecken locken und zu den andern in den Sack sperren ließen, als sei auch jede Täuschung ausgeschlossen. Dennoch kann alles nur Täuschung gewesen sein, so geschickt vollführt, daß wir nicht dahinter zu schauen vermochten. Da der Ägypter vorher keine Möglichkeit hatte, die Schlangen in dem fremden Hause zu verstecken, so können sie nur irgendwie in seinem Leibrock verborgen gewesen und im Augenblick des Hineingreifens in die Mauerritze blitzschnell aus dem Armel geschleudert und gepackt worden sein, obschon jeder durch Betasten feststellen durfte, daß nichts unter dem Kleide stecke.

Am Schluß ließ der Beschwörer einzelne Schlangen sich in seinen Armel festbeißen. Ein unheimlicher Anblick, wie der braune Araber dastand und die schillernden Tiere an seinen Armen baumelten. Dann legte er sie auf den Boden. Die größte bäumt sich wild gegen uns auf und zischt gereizt, daß wir erschrocken zurückweichen wie Moses, als er vor dem zur Schlange gewordenen Stab floh. Der Beschwörer nimmt sie, speit ihr in den Rachen, betäubt sie und legt sie hin. Das Tier ist regungslos, steif wie ein Stock. Eine Weile liegt die Schlange erstarrt da, und jeder denkt an die ägyptischen Zauberkünstler vor dem Pharao. Dann dreht sie den kleinen Kopf um, bäumt sich wieder gegen uns auf und fängt wieder an zu zischen, als wolle sie den Kampf von neuem aufnehmen. Der Ägypter erhielt darauf seinen Sold und ein Backschiss, aber sein Geheimnis hat er uns nicht verraten. Wir waren froh, daß die anschauliche und etwas gruselige Unterrichtsstunde über Exodus 7, 11—13 zu Ende war.

3. Im ägyptischen Museum.

Wer nach Kairo kommt und das ägyptische Museum daselbst nicht besucht, gleicht dem Manne, der in Rom war, ohne die Peterskirche gesehen zu haben. Ich wüßte keine Stätte, die in so überwältigender Fülle vorzügliche Anschauungsmittel der ältesten Menschheitsgeschichte bieten könnte, beginnend mit den Steinwerkzeugen aus vorgeschichtlicher Zeit, fortlaufend durch die Jahrtausende vor Christus bis weit in die christliche Zeit hinein. Wenn allerdings ein Bearbeiter der Funde aus der Steinzeit ein Werkzeug „zwei Millionen Jahre vor Christus“ ansetzt, so ist an dieser Berechnung sogar in Ägypten ein leiser Zweifel berechtigt, obgleich die meisten Gegenstände des großen Museums aus Zeiten stammen, in denen wir bei uns in Europa noch völlig im Dunkeln tappen.

Gerade dieser Eindruck unserer heutigen Armut gegenüber jenen hochstehenden Kulturperioden im zweiten und dritten Jahrtausend vor Christus haftet lange im Besucher des Museums. Was damals die Kunst, die Architektur, das Kunstgewerbe geleistet haben, um die Residenzen der Pharaonen, ihre Tempel und Paläste, ihre Grabkammern und Sarkophage auszustatten, zwingt Hochachtung vor dem Können jener Menschen ab. Ich weiß nicht, ob Darwin und seine Anhänger noch so fest an ihre Entwicklungslehre geglaubt hätten, wenn sie öfter diese zum Teil 5000 und mehr Jahre alten Leistungen der Alten hätten bewundern können.

Im Erdgeschoß des Museums haben die schweren Steindenkmäler, Stelen, Sarkophage, Statuen und dergleichen Aufstellung gefunden. Schon hier tritt der starke Zug der Einheitlichkeit in der ägyptischen Kunst hervor. Die strenge Stilisierung und Anlehnung an vorhandene Muster trägt nicht immer der Eigenart des verwendeten Materials Rechnung und läßt der persönlichen Auffassung des Künstlers weniger Spielraum als eine mehr naturalistische Kunst. Etwas Ähnliches können wir bei uns in der Spätgotik feststellen, die zur Schablone wurde, Spitzbogen und Fischblasen, Krabben und Türmchen überall anbrachte, einerlei, ob sie noch so sinnwidrig und unpraktisch waren.

Die ägyptische Kunst trägt den Stempel des Ewigen. Sie ist den Launen der Mode und der Modekünstler enthoben. Etwas Abgeklärtes, Ruhiges und Beruhigendes liegt über diesen Werken. Ist doch die ägyptische Kunst in ihrem tiefsten Wesen, ihrem Ursprung und Zweck religiöse Kunst. Hier liegt die Verbindungslinie, die von dieser Kunst zur „Beuroner Kunst“ unserer Tage führt. Wer in den Beuroner Schöpfungen bloße Kopien altägyptischer Modelle sieht, bleibt an der äußersten Außenseite haften und verspürt nichts von dem gemeinsamen Geist, der die Künstler am Nil vor Jahrtausenden und die Künstler an der Donau oder am Laacher See von heute beseelt: Die Kunst steht in dienender Bereitschaft anbetend vor dem ewigen Gott.

Trotzdem liefert gerade das Museum zu Kairo den Beweis tausendfach, daß auch solche Kunst persönliche Merkmale herauszuarbeiten versteht. Die Ruhe ist Sammlung, nicht Erstarrung. Dem Granitbilde des jungen Königs Tutanchamon ist z. B. so deutlich ein leidender Zug aufgedrückt, daß man aus diesem Bilde lange vor Entdeckung des Grabes den Schluß zog, Tutanchamon sei einem Lungenleiden erlegen. Daneben läßt ein Relief aus dem Tempel der Pharaonin Hatschepsut erkennen, daß die Fürstin von Punt, die mit ihrer Dienerschaft der Herrscherin Ägyptens huldigt, an Elefantiasis gelitten hat. Und welcher Prachtkerl ist dieser „Dorfschulze“, eine Holzfigur mit feinstem Charakteristik des selbstbewußten, strammen Dorfmagnaten. Das Bild würde sicher heute noch preisgekrönt auf einer Ausstellung. Dabei stammt es aus der vierten Dynastie, ist also ungefähr 5000 Jahre alt. Oder der

fleißige Schreiber mit dem Papyrusblatt auf den Knien, mit Augen so frisch, als lebten sie! Oder die verschiedenen Szenen aus dem Tierleben, mit guter Beobachtung gezeichnet. Oder die beiden Portraitbüsten Amenhoteps, die eine den Jungen, die andere den Greis darstellend.

Religionsgeschichtlich lehrreich und anregend ist die große Sammlung von Tabernakeln aus den Götterzellen der Tempel mit den Bildern der Gottheit. Aus dem Tempel der Hatschepsut stammt auch die prächtige „Kapelle der heiligen Kuh“. Die Kuh galt als heiliges Tier der Göttin Hathor, der Genossin des Horus, der Geleiterin ins Totenreich. Vor dem künstlerisch vollendet dargestellten Tier steht der König Thutmosis III. als Schützling der Gottheit. Derselbe König ist ein zweitesmal dargestellt, wie er die Milch der heiligen Kuh trinkt. Das soll die Ernährung des Königs durch die Gottheit symbolisieren. Die göttliche Nahrung vergöttlicht den König, macht ihn selbst zum Gott, würdig, im Reiche Hathors in die Gemeinschaft der Götter aufgenommen zu werden. Ähnliche Bilder verkünden die Vergöttlichung der Königin.

Wer dünkte da nicht an das Geheimnis der hl. Eucharistie, das dem Christen auf viel erhabenerer Weise ermöglicht, wonach der Mensch aller Jahrtausende sich gesehnt hat: die lebendige Anteilnahme und Vereinigung mit der Gottheit durch den Genuß überirdischer Speise, von der Gottheit selbst dem Menschen gereicht. „Das Brot aber, das ich euch reichen werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt!“ — „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat ewiges Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.“ — „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm“ (Joh. 6, 51 ff.). Lange saß ich vor dieser Kapelle und dachte darüber nach, wie dieser Pharao, einer der größten in der langen Reihe der Herrscher Ägyptens, und seine berühmte Vorgängerin Hatschepsut, vorchristliche Beweise für den Satz sind: „Die Menschenseele ist von Natur christlich.“ Thutmosis starb im Jahre 1447 v. Chr.

Eine kulturgeschichtliche Merkwürdigkeit verraten übrigens manche Bilder der Pharaonin Hatschepsut. Sie läßt sich in Männertracht mit Helm darstellen und mit Bart. Sie wollte in keiner Beziehung hinter den Pharaonen zurückstehen. Ihre Leistungen zu Theben beweisen, daß sich dieses Bestreben nicht auf Kleidung und Schnitt der Haare beschränkt hat.

Zum Nachdenken stimmt auch eine Stele, auf deren Vorderseite sich Amenhotep III. seiner Sorge um den Tempel Amons rühmt. Auf der Rückseite erzählt Merenptah, Sohn Ramses' II., in bombastischen Phrasen seine Heldentaten. Auch Askalon, Gezer und andere Städte Palästinas hat er erobert. Daran knüpft der übermütige Sieger die Bemerkung an: „Israel ist vernichtet; es wird keine Zukunft mehr haben.“ Das schrieb der stolze Pharao, ohne zu ahnen, daß sein Land längst die Blütezeit hinter sich hatte, Israel dagegen einer größeren Zukunft

entgegenging, bis ein stärkerer als Merenptah das undankbare Volk seinem Schicksal überließ, weil es die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannte. In ähnlicher Weise haben schon oft die Feinde den Untergang des neutestamentlichen Gottesreiches verkündet, in Wirklichkeit aber sich selbst das Grablied gesungen.

Ramses II. berichtet in einer Inschrift von der Auffindung gewaltiger Basaltblöcke in den königlichen Steinbrüchen und rühmt sich, besondere Maßnahmen zur Besserstellung der Arbeiter getroffen, also seinem Volke eine soziale Gesetzgebung geschenkt zu haben.

In das soziale, häusliche und kommunale Leben des zweiten und dritten Jahrtausends v. Chr. gewähren die überaus reichhaltigen Sammlungen die besten Einblicke. Da wird alles durch kleine Figuren zur Anschauung gebracht. Eine moderne Arbeitsschule und ein Handarbeitsseminar könnten keine besseren Modelle finden. Wie die Ägypter lebten, wie es in Küche und Keller, auf dem Felde und in der Werkstatt zugeht, ist in oft drolliger Weise geschildert. Was die Bibel von den Kornspeichern Ägyptens erzählt, die Joseph anlegen ließ, von den Sklavendiensten der Israeliten in den Ziegeleien des Pharao, von den Mißhandlungen der armen Sklaven durch Aufseher, alles findet man figurlich wiedergegeben. Wochenlang könnte man in diesen Räumen älteste Volkskunde studieren. Doch ein Museum soll man nicht beschreiben, sondern anschauen. Keine Beschreibung kann auch nur einen schwachen Begriff von der Wirklichkeit dessen vermitteln, was Kairo in seinem Museum birgt. Das herrlichste sind Tutanchamons Grabschätze.

4. Bei den Grabschätzen Tutanchamons.

Seitdem der englische Forscher Howard Carter und sein Freund Earl of Carnarvon im November 1922 das Grab des jungen Pharao Tutanchamon entdeckt haben, kamen immer neue Nachrichten über die märchenhaften Schätze dieses Pharaonengrabes zu uns herüber. Die ägyptische Regierung hielt streng darauf, daß die Kostbarkeiten nicht an Museen oder reiche Liebhaber in aller Welt verteilt wurden, sondern im Lande blieben und im ägyptischen Museum zu Kairo Aufstellung fanden. Diese an wertvollsten Zeugnissen der ältesten Menschheitskultur so reiche Sammlung hat dadurch einen neuen Schatz von unermäßigem Wert erhalten. Schon die Beschreibungen und Wiedergaben im Lichtbild, wie sie durch Carters Buch, durch die Presse und durch Vorträge allenthalben verbreitet wurden, lassen ahnen, welche Fülle von Schönheit in den dunklen Grabkammern mehr als drei Jahrtausende verborgen lag. Es ist darum begreiflich, daß jene Räume des ägyptischen Museums, in denen die Grabschätze Tutanchamons ausgestellt sind, ein Hauptziehungspunkt für die Fremden, aber auch für die Einheimischen geworden sind.

Das ägyptische Volk ist bis heute noch sehr geteilter Auffassung

in der Frage, ob es recht war, die Grabesruhe eines seiner Pharaonen zu stören. Mit dieser Volksstimmung dürfte es zusammenhängen, daß alle Fundstücke in Ägypten verbleiben müssen, daß die Öffnung des Sarkophags einige Zeit untersagt blieb und erst drei Jahre nach der Auffindung des Grabes erfolgen durfte. So sehr sich auch jeder freuen wird, daß uns durch jene Schätze neue Beweise für den Hochstand der altägyptischen Kultur erbracht worden sind, so kann man doch dem Volksempfinden nicht jede Berechtigung absprechen. Für den Ägypter hat die Sache nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine religiöse und besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine nationale Seite.

Es ist nicht zu leugnen, daß etwas viel Reklame mit der Entdeckung gemacht worden ist. Der Name des bislang nur in den Kreisen der Fachleute bekannten Pharaos ist zur Mode und Sensation geworden. Das Publikum, das zwischen den Schätzen hin und her pilgerte, als unser Führer uns diese Abteilung des Museums erklärte, machte nicht den Eindruck, als ob es ihm um ein ernsthaftes Studium zu tun sei, auch nicht, als ob es vielen davon möglich sei, die Gegenstände in ihrem kunstgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Wert zu würdigen. Man mußte das eben gesehen haben, fand es auch „wundervoll“, „furchtbar nett“, „hübsch“ und „reizend“, einiges gar „wie ein Gedicht“.

Es wäre eine Qual für den Leser, wollte ich nun die einzelnen Teile des Grabes eingehend beschreiben, so groß auch der Genuß ist, jedes Stück zu betrachten. Selbst das ist nur mit Auswahl möglich. Beläuft sich doch die Zahl der Fundstücke auf mehr als 700. Sie sind noch nicht alle geordnet und werden im Laufe der Zeit eine andere Aufstellung finden. Aber jetzt kommt schon der Beschauer nicht aus dem Staunen heraus und weiß nicht, was er mehr bewundern soll, die Mannigfaltigkeit der Gegenstände oder die Feinheit der Einzelausführung. Wie zwei ernste Grabwächter stehen die beiden keulenbewaffneten Königsfiguren da, den Herrscherstab in der Linken, die Arme mit breiten Goldbändern geschmückt, die heilige Uräuschlange über der Stirne, vergoldete Sandalen an den Füßen. Die Augen aus Gold und Edelstein blicken sinnend ins Weite. Drei Totenbahnen aus der Vorkammer des Grabes fallen ins Auge. Die eine wurde getragen von zwei Nilpferden. In ihrem weitausgerissenen Rachen glänzen elfenbeinerne Zungen. Zwei hl. Kühe mit buntscheckigem Fell trugen die zweite Bahre. Es sind die Tiere der Unterweltsgöttin Hathor. Die dritte Bahre ruhte auf zwei Löwen. Die Zahl der Betten, Stühle, Sessel, Truhen und Tische ist auffallend groß. Es sind gewiß einmal Prunkstücke in den Palästen zu Amarna und Theben gewesen, ehe sie dem toten Pharaos ins Grab mitgegeben wurden. Zu den am meisten bewunderten Stücken zählt der Thronstuhl. Er ruht auf zwei Löwen-

füßen. Löwenköpfe bewachten links und rechts den thronenden Herrscher, während geflügelte Schlangen mit der Doppelkrone von Unter- und Oberägypten als Armlehne dienen. Die unter dem Sitz angebrachten Wappenspflanzen aus Edelmetall sind bei der teilweisen Plünderung der Grabkammer von den Dieben herausgebrochen worden. Ein seltenes Meisterwerk der Technik und der Kunst bildet die Rücklehne des Thronessels. Wie da der knabenhafte junge König auf seinem Throne sitzend dargestellt ist, wie die zarte Mädchengestalt der Königin vor ihm steht, von den duftigen Schleiern mehr umweht als bekleidet, wie sie mit der Rechten den Brustschmuck ihres Gemahls mit kostbarem Parfüm betupft, wie der Gott Aton aus der Sonnenscheibe die Strahlen seines Segens herabsendet, das ist in so feiner Gruppierung und so schwungvoller Linienführung gezeichnet, daß man fast vergißt, auf das verwendete Material zu achten. Durch den goldenen Hintergrund, den braunen Glasfluß der Gesichter und Fleischteile, durch den Kopfschmuck in blauer Fayence, die Gewänder aus Mattsilber, durch den Wechsel zwischen Karneol, farbigem Email, bunter Fayence und einer künstlichen, schillernden Glasmasse am Halschmuck, an der Krone und einzelnen Schmuckteilen hat der Künstler eine Farbenwirkung erreicht, die trotz des hohen Alters heute noch entzückt. Ähnliche Farbenpracht entwickeln die verschiedenen Stäbe, Bogen, Zepfer und Luxusgegenstände. Sie haben im Kunstgewerbe bereits Nachahmung gefunden, ohne daß die Gediegenheit der Muster erreicht worden wäre. Die schönsten Stücke sind in Glaschreinen so aufbewahrt, daß sie durch Spiegelung von allen Seiten genau betrachtet werden können, ohne berührt zu werden.

In vollendeter Technik sind mehrere Schalen, Vasen und Gefäße aus Marmor mit andersfarbiger Verzierung ausgeführt. Lilie, Lotus und Papyrusstauden dienen als Motiv, und der Künstler hat es verstanden, dem toten Stoff Leben einzuhauchen. Ein Blütenkelch, zart wie eine duftige Lilie gearbeitet, dient als Lampenschale und läßt, wenn das Licht hindurchfällt, im blendendweißen Marmor das lebenswahre Bild Tutanchamons aufleuchten.

Künstlerisch dürfte die Malerei auf der prächtigen, ebenfalls in der Vorkammer gefundenen Truhe am höchsten zu werten sein. In den Jagd- und Kriegsbildern sind nicht nur der auf seinem Kampfwagen dahinjagende Pharao, sondern auch die fliehenden Feinde afrikanischer und asiatischer Rasse, die verschiedenen Tiergattungen, Gazellen, Hunde, Löwen, Wildesel, Hyänen und Strauße, so lebendig in ihrer Eigenart geschildert, die ägyptische Landschaft ist so gut getroffen, daß diese Malereien einen Vergleich mit den besten Jagd- und Schlachtenbildern der assyrischen und sogar der griechischen Kunst aushalten. Das ist umso bedeutsamer, als die ägyptische Kunst zur Zeit Tutanchamons ihre Blüte bereits überschritten hatte. Die Periode des Verfalls läßt

sich auch an vielen Stücken des Grabschatzes beobachten; und wenn das Loblied dieser Entdeckungen noch so berechtigt ist, so darf doch nicht vergessen werden, daß nicht alles auf der Höhe anderer Kunst-erzeugnisse der Pharaonenzeit steht.

Ein zierlicher Schrein aus Holz, ganz mit Goldblech überzogen, sowie mehrere ähnliche Schreine, aus andern Gräbern stammend, sorgfältig aus Zedernholz gearbeitet und mit Goldblech umkleidet, gaben mir eine deutliche Vorstellung vom Aussehen der Bundeslade im heiligen Zelt der Israeliten und später im Allerheiligsten des Tempels. Gewiß überliefert uns das Buch Exodus, wie Gott selbst genaue Vorschriften über die Herstellung dieser Lade, dieses heiligen Schreines, gab, über die Größe und das Material: „Von Akazienholz soll eine Lade angefertigt werden, zwei Ellen lang, anderthalb Ellen breit und hoch. Du sollst sie mit Gold überziehen innen und außen, und einen goldenen Kranz ringsum anbringen“ (Exod. 25, 10—11). Moses selbst und die beiden Künstler Beseleel und Ooliab hatten in Ägypten ihre Bildung genossen. Ist es da zu verwundern, wenn sie sich in der Ausführung des göttlichen Befehls an ägyptische Muster anlehnten? Auch die Tragringe und Tragstangen, wie sie an der Bundeslade angebracht wurden, sieht man an ähnlichen Schreinen aus jener Zeit. Selbst cherubähnliche Gestalten mit schützenden Flügeln fehlen nicht.

Als wir das Museum besuchten, ruhte noch der wertvollste Schatz in der Grabkammer zu Biban el-Muluk, nämlich der Sarg Tutanchamons. Einige Tage später kamen wir zum Grabe des Pharaos, wo uns vom Leiter der Ausgrabungen berichtet wurde, wie schwierig die Hebung dieses einzig dastehenden Kunstwerkes sich gestaltete. Die Mumie des Königs, überreich geschmückt, ruhte in einem Sarg aus purem Gold. Ihn umschlossen zwei mumienförmige Schreine in kunstvoller Ausführung, aus Holz gearbeitet, mit Stuck überzogen. Diese drei Säрге standen auf einer Bahre in dem großen Steinsarkophage in der innersten Grabkapelle.

An mehreren Beispielen konnten wir die gleiche Art der Bestattung kennen lernen; denn das ägyptische Museum birgt eine große Zahl von Sarkophagen, mumienförmigen Särgen und Mumien. In der ältesten Periode hatten die Schreine die Form eines Kastens, einem kleinen Hause ähnlich, worin die Leiche zusammengekauert ruhte. Dann wurden längere Formate gewählt, sodaß der Tote ausgestreckt darin liegen konnte. Seit der 12. Dynastie nehmen die Säрге die Form des Menschen an. Einige Mumien sind so gut erhalten, daß die Ärzte noch heute feststellen können, an welcher Krankheit der betreffende Mensch vor dreitausend und mehr Jahren gestorben ist. Auch die sorgfältige Umhüllung und Verschnürung der Mumien läßt sich im Museum studieren. Empfindsame Gemüter machen allerdings einen

weiten Bogen, wenn sie in die Nähe der Glasschreine mit den braunen Gestalten kommen, weil sie auch in dieser Umgebung nicht gern die stumme und doch so eindringliche Predigt vom Tode hören möchten. Es ist in der Tat ein eigentümliches Gefühl, vor den sterblichen Resten der Pharaonen zu stehen, z. B. eines Thutmosis III., vor dem sich einst die Völker vom Euphrat bis nach Nubien beugten. Jetzt muß er sich gefallen lassen, daß seine Leiche als Schaustück den neugierigen Blicken der Museumsbesucher aus aller Welt ausgesetzt ist. Da grenzt die Achtung vor wissenschaftlichem Forschen nahe an Pietätlosigkeit vor den Toten, und manche Besucher werden sich der feinen Grenzlinie kaum noch bewußt. Es wäre deshalb lebhaft zu begrüßen, und gerade das ägyptische Volk würde dafür dankbar sein, wenn man die Leiche seines jungen Herrschers Tutanchamon nicht inmitten seiner Grabschätze einem sensationslüsternen Publikum als „Sehenswürdigkeit“ ausstellen und in den Reiseführern die Beschreibung der plötzlich berühmt gewordenen Mumie mit drei Sternchen kennzeichnen würde, sondern wenn sie nach Abschluß der wissenschaftlichen Untersuchung wieder in der stillen Zelle der innersten Grabkammer beigesetzt würde. Auch dorthin werden dann Neugierige pilgern, aber doch nicht in solchen Massen, wie sie an den Mumien der Pharaonen und ihren Grabschätzen im Museum zu Kairo vorbeiziehen.

Zwei Fragen drängen sich im Anblick der Grabschätze Tutanchamons und der zahlreichen Mumien anderer Pharaonen auf: Weshalb legten die alten Ägypter so hohen Wert auf die Erhaltung der Leichen? Wie kommt es, daß die meisten Pharaonengräber bei ihrer Entdeckung leer gefunden wurden?

Der Ägypter war tief von der Überzeugung durchdrungen, daß Leib und Seele beim Menschen eine Einheit bilden, so eng, daß auch die Auflösung im Tode nur etwas Vorübergehendes ist. Das Christentum lehrt uns, daß die Seele zwar ohne den Leib im Jenseits zu existieren vermag; aber sie ist so ihrer Natur nach auf den Leib hingeeordnet, daß darin ein Billigkeitsgrund für die einstige Auferweckung des Fleisches und die dauernde Wiedervereinigung von Leib und Seele liegt. Die Ägypter glaubten, die Seele könne nur dann glücklich fortleben, wenn der Leib erhalten bliebe. Durch sorgfältige Einbalsamierung suchten sie deshalb dem Verfall des Leibes vorzubeugen. Nicht nur die Leichen der Pharaonen wurden so behandelt, sondern auch die sterbliche Hülle von Privatpersonen. Um jeden zerstörenden Einfluß abzuhalten, wurden die Mumien in mehrere Särgе eingeschlossen. An den Leichen selbst schützte man die beim Einbalsamieren notwendigen Schnitte durch geisterbannende Beigaben, damit nicht feindselige Dämonen an den Schnittwunden eindringen und die Mumie von innen zerstörten.

Die Vorstellungen vom jenseitigen Leben veranlaßten die Hinter-

bliebenen, dem geliebten Verstorbenen alle Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens mit ins Grab zu geben, damit sich der Tote im andern Leben ihrer bedienen könne. So ist es nicht auffallend, daß gebratene Enten auf der Platte in den Gräbern gefunden werden und ein Messer daneben, damit dem Toten sein Lieblingsgericht nicht abgehe. Salbgefäße, Schmuckstücke, Waffen und Spazierstöcke, Lampen und Ölgefäße, alles ruht in den unterirdischen Vorratskammern.

Je reicher der Verstorbene war und je dankbarer seine Hinterbliebenen sich zeigten, umso reicher fiel die Mitgift fürs Jenseits aus. Etwas Eitelkeit und Ruhmsucht mag auch mitgesprochen haben. Das konnte nicht unbekannt bleiben, sodaß die Reichtümer der Pharaonengräber schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend gefühllose Menschen zu Diebstählen in den Gräbern verlockten. Zwar war es Aufgabe der Priesterschaft, über das Grab des verstorbenen Pharao zu wachen. Aber unter den letzten Herrschern der 20. Dynastie rotteten sich ganze Räuberbanden zur Plünderung der Gräber zusammen. Schon waren die meisten ausgeraubt, als die Amonspriester zur Zeit der 21. Dynastie (um 1000 vor Chr.) die Überführung der Königsmumien aus den Einzelgräbern der 18.—20. Dynastie in gemeinsame Gräber bei Deir el-Bahari veranlaßten. Die teilweise beschädigten Mumienhüllen wurden notdürftig ergänzt, wie bei Thutmosis III. deutlich zu sehen war. Dann wurden die Pharaonenleichen zusammen mit denen der Amons-priester in einen tiefen Schacht versenkt, wo sie erst im letzten Jahrhundert und in der neuesten Zeit wieder aufgefunden wurden.

Auch im Grabe Tutanchamons haben sich damals Diebe zu schaffen gemacht und vor allem die Stücke aus Edelmetall aus den Vorkammern mitgehen heißen. In die eigentliche Grabkapelle sind sie aber nicht vorgedrungen, wohl deshalb nicht, weil sie gestört wurden. Sonst wäre der goldene Sarg ebenfalls verschwunden. Als dann um 1150, also 200 Jahre nach dem Tode Tutanchamons, Ramses VI. sein großes Grab anlegen ließ, wurde der Zugang zu Tutanchamons Ruhestätte so hoch mit Schutt überhäuft, daß erst der Spürsinn Carters ihn aufdeckte und die Welt mit so seltenen Kostbarkeiten überraschte. Wenn nun schon das Grab dieses Königs, der nur sechs Jahre regierte und mit 18 Jahren kinderlos starb, so unermessliche Reichtümer birgt, wie müssen dann erst die Pharaonen von der Bedeutung eines Amenophis III., eines Echnaton, Haremhab und Ramses II. in ihren Gräbern bedacht gewesen sein! Dieser Schluß ist berechtigt, wenn man das verhältnismäßig einfache und kleine Grab Tutanchamons mit den unterirdischen Palästen seiner größeren Nachbarn im Tal der Königsgräber vergleicht. Als Nachfolger Echnatons, des Regers auf dem Pharonenthron, war Tutanchamon ohnehin nicht bei allen beliebt. Hatte er doch selbst zuerst den Regernamen Tutanchaton (köstlich an Leben ist Aton), bis er sich wieder zu Amon, dem großen Gott Thebens, bekannte. Sein

Andenken erlosch bald; sein Name wurde auf den Denkmälern durch andere ersetzt. Sogar seine junge Gattin hat bald nach seinem Tode den Fürsten der Hethiter in zwei dringenden Briefen, ihr einen seiner Söhne als neuen Gemahl nach Ägypten zu senden. Er kam zu spät. Eje, ein Günstling Schnatons, „der Wedelträger zur Rechten des Pharaos, der Sekretär und Vorsteher aller Pferde Seiner Majestät“, wurde Tutanchamons Nachfolger. Er hat das Grab seines Vorgängers so reich ausgestattet.

Im Schatten der Pyramiden und der Sphing.

Ein Säulenschaft gleich einem versteinerten Lotosstengel, Tempelwände mit den rätselvollen Schriftzeichen der Hieroglyphen, ragende Obelisken und Königsstatuen von übermenschlichen Ausmaßen treten uns vor die Seele, wenn wir Ägypten nennen hören. Es sind aber nur die Begleiter, die Diener, die ihren Herrn ankünden und gleich stumm zur Seite treten; denn kaum ist das Wort Ägypten gesprochen, so steigt das eigentliche Wahrzeichen des Landes majestätisch aus dem Unterbewußtsein herauf: die ruhende Riesengestalt der Sphing mit dem geheimnistiefen Blick und dahinter die altersgrauen Pyramiden, wie eine Erinnerung an jene Zeiten, da die Kinder der Giganten im Wüstenland sich mit ihrem Steinbaukasten vergnügten und künstliche Berge am Nilufer aufstürmten.

Es war ein schöner Sonntagnachmittag, der letzte im Oktober, als wir nach Gise hinausfuhren, um Ägyptens Symbole zu sehen. Wem es die Zeit erlaubt, der sollte in einer hellen Mondscheinnacht diese Bauwerke besuchen, wohl die ältesten auf Erden. Aber bei dem starken Fremdenverkehr würde es sogar in der Nacht schwer fallen, allein zu bleiben, weil Extrawagen der elektrischen Straßenbahn an den Vollmondabenden möglichst viele Weltenbummler aus dem Gewirr Kairos nach dem Wüstenrand hinausbringen. Um den ästhetischen Schauer der mondbeschiedenen Pyramiden und der weiten Wüste zu genießen, läßt es sich mancher und manche gern den Schlaf einer Nacht kosten. Und wenn jemand seinen Aufenthalt in Kairo nur nach Stunden bemessen könnte, er müßte es bereuen, nicht in Gise gewesen zu sein.

Über die gewaltige Nilbrücke mit ihren prächtigen Löwenfiguren führt die Straße nach Westen aus Kairo hinaus. Sobald die vornehmen Villen und Vorgärten in buntem Blumenschmuck den Blick freigeben, tauchen auf dem braunen Wasserspiegel des Nils und der großen Kanäle die zahlreichen Segelboote auf. Ihre charakteristisch geformten Segel sehen aus wie die Flügel großer Möven, und von weitem glaubt man eine Schar vorgeschichtlicher Riesenvögel zu sehen. Diese Segler auf dem Fluß, die hohen Palmenwälder am Ufer und die fruchtbaren Felder geben der Nillandschaft besonders in Unterägypten ihr eigentümliches Gepräge. Zwischen den kleinen und großen Seglern

lagen vereinzelt die hohen Milddampfer für den Personenverkehr. Mit ihren mehreren Stockwerken sehen sie recht nüchtern aus und bringen eine Note neuzeitlichen Geschäftsgeistes in das Gesamtbild.

Die weite Ebene zwischen dem Gisekanal und den Sandhügeln der Wüste stand unter Wasser. Wie Inseln tauchten die Dörfer daraus empor. Einzelne Baumgruppen erschienen wie Fremdkörper in dem nassen Element. Die Überschwemmung war nicht die Folge starker Regengüsse, sondern absichtlich durch Öffnen der Schleusen herbeigeführt, um das weite Überschwemmungsgebiet zu bewässern und zugleich zu düngen. Beides besorgt der Nil durch sein Schlammwasser. Hie und da streckte ein Büffel den Kopf aus dem braunen Bad. Die behagliche Ruhe der Tiere zeigte, wie wohl sie sich dabei fühlten; denn so waren sie vor der Sonne und vor den Insekten geschützt. Noch oft trafen wir die Büffel in ähnlicher Stellung. Wenn die Fellachen von der Feldarbeit heimkehrten, sah man zuweilen Frau und Kind auf den breiten Rücken der Tiere sitzen.

Weite Parkanlagen und große Hotels zieren das moderne Gise, wo die Straßenbahn aufhört. Das Leben eines Kurortes für reiche Nichtstuer umgibt einen. In langen Reihen stehen die gesattelten Esel, Pferde und Kamele am Straßenrand. Fremdenführer aller Schattierungen umschwirren den Reisenden. Alle bekannteren Weltsprachen klingen an sein Ohr. Zwischen diesen fast unvermeidlichen Beigaben einer weltberühmten Sehenswürdigkeit muß man sich hindurcharbeiten, um zur Höhe der Sandhügel hinaufzugelangen.

Dort oben herrscht eine neue Welt. Die üppige Vegetation der Niederung ist spurlos verschwunden. Gelbgrauer Sand, mit Gestein gemischt, hat alles Leben verschlungen. Aus ihm ragen wie steinerne Berge die drei großen Pyramiden und mehrere kleine wie Hügel empor. Zuerst ist man ein wenig enttäuscht, weil die regelmäßigen Linien das Auge über die wahre Größe täuschen. Aber je näher man herankommt, umso wuchtiger wachsen diese einzigartigen Grabdenkmäler zum klaren Himmel hinauf.

Niemals habe ich mich auf der ganzen Reise über die Unverschämtheit der Fremdenführer, der Photographen und Skarabäenhändler so geärgert wie dort vor der Pyramide des Cheops. Bettler, Händler und Führer sind zwar überall in Ägypten eine wahre „ägyptische Plage“, aber am schlimmsten dürfte der Fremde unter den Führern in Gise zu leiden haben. Die Bettler sind in Memphis schlimmer. Ob man schimpfte und energisch erklärte, ohne Führer zurechtzukommen, oder ob man ihr Anerbieten einfach ignorierte, es half alles nichts. Auf englisch, französisch, deutsch, italienisch, spanisch und arabisch versuchten sie immer wieder ihr Glück. In den Ruinen von Pompeji hatte ich einmal einen lästigen Cicerone verblüfft und zum Rückzug gebracht, indem ich ihn fragte, ob er japanisch spreche. In Gise hätte sich wohl auch noch einer

gefunden, der seine Weisheit in dieser Sprache abgeleiert hätte. Eine Strecke weit folgte mir ein Alter mit grauem Haar in den Schacht der Pyramide, bis ich umkehrte, da er nur von Backschisch redete.

Die ungerufenen Führer werden von den ungebetenen Kameltreibern abgelöst und, wenn es möglich wäre, von diesen an Zubringlichkeit übertroffen. Über jedes Hindernis hinweg folgen sie dem Fremden, führten ihr Kamel am Halfterband und nötigen das arme Tier immer wieder zum Niederhocken, damit man aufsteigen könne. Dabei streichen sie immer mehr von der anfangs geforderten Summe ab, bis sich endlich jemand bereit findet, den schwankenden Thron des Kamelrückens zu besteigen.

Im Anblick der drei großen Pyramiden kommt einem Napoleons Wort an seine Truppen nicht mehr als Phrase vor. Als der geniale Weltbezwinger seinen stärksten Gegner England an dessen empfindlichster Stelle packte und bei den Pyramiden von Gise am 21. Juli 1798 den Kampf aufnahm, feuerte er sein Heer mit den Worten an: „Franzosen, seid euch bewußt, daß von der Höhe dieser Denkmäler vierzig Jahrhunderte auf euch herabschauen!“ Es waren sogar noch mehr als vierzig Jahrhunderte; denn die drei großen Pyramiden stammen von Cheops, Chephren und Mykerinos, also aus der Zeit der vierten Dynastie, die von 2730—2550 über Ägypten herrschte. Andere setzen diese Dynastie sogar noch ins vierte Jahrtausend v. Chr. Als Abraham um 2000 v. Chr. nach Ägypten kam, hat er bereits die Pyramiden gesehen, ebenso Jakob und seine Nachkommen. Manchmal wird das menschliche Auge des Jesusknaben dadurch seine Sehkraft erprobt haben, daß das Kind von Heliopolis her der Mutter und dem Pflegevater die spitzen Berge der Pyramiden in der Ferne zeigte, wenn ihre Gipfel in der Abendsonne aufleuchteten. Damals trugen sie noch ihren glänzenden Mantel aus Basalt und Granit. Bis auf spärliche Reste ist diese Schutzhülle von den Kalksteinen heruntergerissen und von den Arabern zu ihren Bauten verwendet worden.

Wer sich einen Begriff von der fast unglaublichen Leistung machen will, die von den Erbauern der Pyramiden vollbracht worden ist, kann die Cheopspyramide besteigen und von ihrer abgetragenen Spitze herab das Delta und die Wüste überschauen. Aber auch dabei wird ihm kaum zum Bewußtsein kommen, daß diese Pyramide ursprünglich fast so hoch gewesen ist wie der Kölner Dom. Ihre Grundfläche ist siebenmal so groß als diejenige des Kölner Domes. Da die Seitenlänge am Boden nahezu ein Viertelkilometer beträgt, könnte man die Peterskirche zu Rom mit ihrer Kuppel in die Cheopspyramide hineinstellen. Aus den Steinblöcken dieses einen Grabdenkmals ließe sich eine zwei Meter hohe Mauer von Lissabon bis Warschau bauen. Und all dieses Baumaterial wurde aus den Steinbrüchen des Mokattam von der andern Nilseite herübergeschafft.

Der Plan der Cheopspyramide ist während des Bauens umgeändert worden. In der schmucklosen Grabkammer fand der Steinsarg Aufstellung: Am Fuße der Pyramide wurde ein Totentempel errichtet, auf dessen Altar dem unter die Götter aufgenommenen Herrscher Opfer dargebracht wurden. Mehrere solcher Totentempel sind in letzter Zeit freigelegt worden. Ein überdeckter Gang führte zur Nilebene hinab, wo ein kleinerer Tempel stand. Noch zu ihren Lebzeiten ernannten die Pharaonen einen Oberpriester des königlichen Totentempels, um so ihren Kult zu sichern. Ein reiches Einkommen aus den Krongütern floß diesem Priester zu, und sein Amt vererbte sich vom Vater auf den Sohn. Trotzdem konnten die Plünderungen der Königsgräber nicht verhindert werden. Manche Spuren zeigen, daß die Diebe weder Zeit noch Mühe scheuten, um sich an die Grabkammer heranzuarbeiten.

Um die großen Pyramiden herum erhoben sich die kleineren Grabmäler der königlichen Familie, der einflußreichen Hofbeamten und Würdenträger. So haben die Frauen des Cheops in drei kleinen Pyramiden neben derjenigen des Pharaos ihr Grab gefunden, während eine ganze Totenstadt das Gelände bedeckt. Die meisten Gräber haben die Form der Mastaba, eines bankartigen Bauwerks, aus dem sich die Pyramidenbauten entwickelt haben. Gegenwärtig finden wieder Ausgrabungen im Gebiete der Totenstadt von Gise statt, und von Zeit zu Zeit berichtet die Presse von neuen Entdeckungen.

Zwischen den drei großen Pyramiden und dem Nil erhebt die Sphinx ihr majestätisches Haupt, der Sonne ostwärts entgegenschauend. Die sagenumwobene Gestalt ist fast ganz aus dem natürlichen Felsen herausgehauen und durch eingefügte Steine ergänzt. Man hat vermutet, daß die Steinmengen beim Bau der Chephrenpyramide sich das Bergnügen machten, dem Felsen die Gestalt eines ruhenden Löwen zu geben und aus dem Gesicht die Züge ihres königlichen Bauherrn herauszuarbeiten. Georg Steindorff, der den Totentempel des Chephren ausgegraben hat, ist auf diese recht wahrscheinliche Deutung des Sphinx-Rätsels gekommen. Ist sie richtig, dann wäre das ein neuer Beweis dafür, daß wir in der Sphinx ein männliches, kein weibliches Wesen zu erblicken haben, einen Löwenleib mit einem Pharaonenkopf.

Die Ruhe der Ewigkeit und die unerforschten Geheimnisse der jenseitigen Welt scheinen hinter dieser gewaltigen, etwa vier Meter breiten Stirne zu wohnen. Trotz der Beschädigung ruht eine geradezu gebieterische Würde auf dem Antlitz. Die Sphinx kam mir vor wie das Denkmal der im heiligen Schweigen der Wüste gefundenen Weisheit, wie die Gestalt der in der Einsamkeit nach hartem Kampf gebändigten Kraft und Leidenschaft. Der Tierleib ruht fest auf der Erde; aber das durchgeistigte Haupt wird ihn emporreißen. Vor der Sphinx begreift man die Fruchtbarkeit der Wüste im Hervorbringen der großen Einsiedler während der christlichen Periode der ägyptischen Geschichte.

Alfons Grady hat einmal geschrieben: „Es fehlt uns heutzutage mehr noch an Ruhe als an Arbeit. Wir sind unfruchtbar, mehr noch aus Mangel an Ruhe als aus Mangel an Arbeit. Nach der Unruhe der Arbeit kommt die Unruhe des Vergnügens und so nach beiden eine gänzliche Entkräftigung.“ Im Schatten der Riesenleistung menschlicher Arbeit, der Pyramiden, und vor der Majestät der Sphinx könnte man lange über diesen Gedanken philosophieren und fände am Ende darin eine Lösung der Frage, warum unsere Zeit trotz ihres gesteigerten technischen Könnens so arm an Leistungen ist, die den Jahrhunderten die Stirne bieten, wie jene Schöpfungen der Pharaonen der vierten Dynastie. Wir lärmern zuviel und schweigen zu wenig in innerer Einkehr und Sammlung.

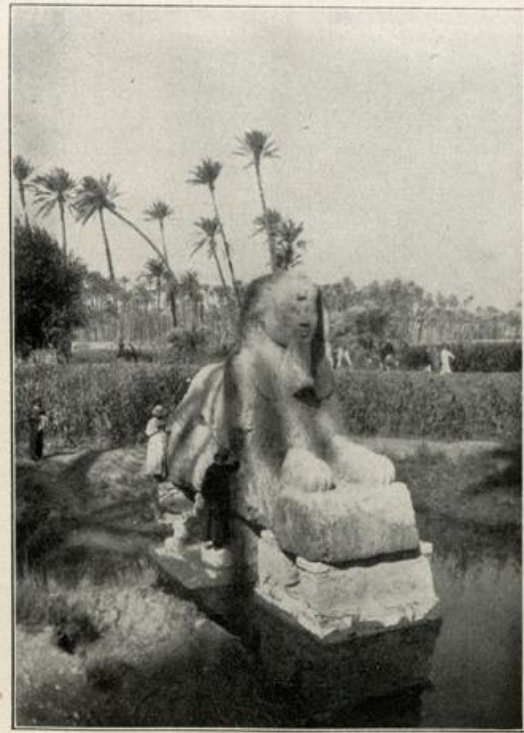
Die Sphinx hat einen zähen Gegner, gleichsam das Symbol der ewigen Unruhe: den Wüstensand im Wüstensturm. Schon Thutmosis IV. rühmt sich auf einer Inschrift zwischen den Toren des Löwen, im 15. Jahrhundert v. Chr. den Leib der Sphinx vom Sande befreit zu haben, nachdem der Gott den in seinem Schatten eingeschlafenen Prinzen gebeten hatte, ihn gegen seinen Bedränger, den Wüstensand, zu schützen. Damals schon kannte man nicht mehr den Sinn des Bildes und hielt die Sphinx für eine Darstellung des Sonnengottes.

Immer wieder ist dieselbe Arbeit im Laufe der Geschichte nötig geworden, wenn der unruhige Sand über die ruhende Sphinx Herr geworden war, als ärgere es ihn beständig, daß sie so gelassen und würdevoll ihr Haupt über die Wüste erhebt. Auf vielen Bildern sieht man deshalb auch nur Schultern, Hals und Kopf des Kolosses. Ein Kopftuch und die heilige Schlange schmückten und schützten das königliche Haupt. Die Beschädigungen am Hals waren so groß geworden, daß man die schadhafte Stellen mit Beton ausbesserte, als wir dort waren. Die mächtigen Gerüste und die große Zahl der Arbeiter, die am Hals und Kopf herumkletterten wie winzige Kobolde, ließen die Größe des Denkmals recht anschaulich werden.

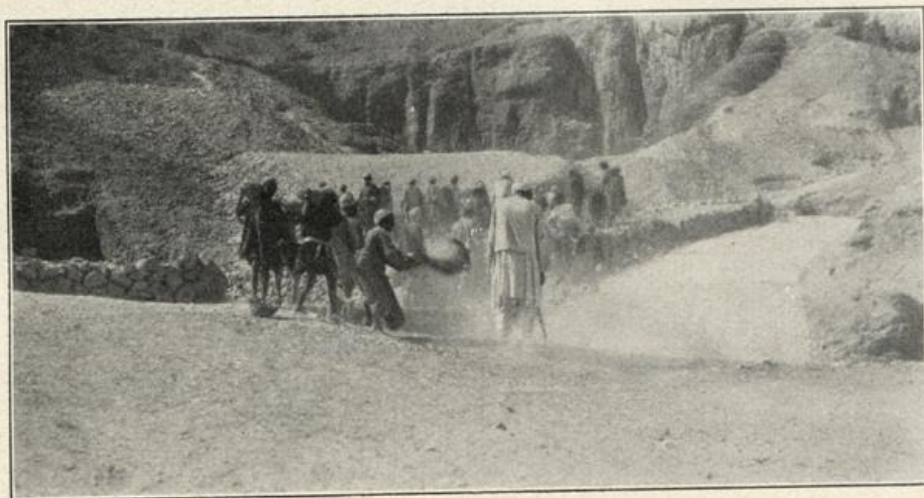
Gleichzeitig war man damit beschäftigt, den Leib und die Toren der Sphinx vom Flugsand zu befreien. Das Bild, das sich uns dabei an jenem Sonntagnachmittag bot, haftet mir noch frisch in der Erinnerung und wird wohl nie erlöschen. Eine Schar von etwa 200 Jungen und Mädchen, meist zwischen 12—16 Jahren, einige waren älter, schleppte in Körben auf der Schulter oder auf dem Kopf den Sand vom Fuße der Sphinx herauf zu einer Feldbahn mit Rippwagen, die ihn weiter in die Wüste beförderte. Auf der linken Seite kamen sie mit gefüllten Körben herauf, stülpten den Inhalt oben in den Rippwagen und zogen auf der rechten Seite mit leeren Körben hinunter. Es war wie eine große lebendige Baggermaschine. Neben der herauf und hinunter sich bewegenden Kette von Arbeitern und Arbeiterinnen stand etwa ein Dutzend Aufseher mit der Peitsche in der Hand. Bald diesem, bald



Obelisk in Heliopolis (S. 216)



Alabaster Sphinx in Memphis (S. 210)



Arbeiter vor dem Grabe Tutanchamons (S. 230)



Heimkehr vom Tal der Königsgräber (S. 234)

jenem Kinde, es waren ja zum Teil eher Kinder denn Arbeiter, fauſte die Peitsche über den Rücken, wenn es nicht ſchnell genug mit ſeinem Korb vorwärts kam. Viele liefen mehr als ſie gingen, aus Furcht vor der Peitsche. Andere ſchienen die Sache weniger tragisch zu nehmen, lachten und johlten, wenn ein anderer den Hieb bekommen hatte, der ihnen zugebracht war. Ein roher Kerl mit ſtechenden Augen machte ſich eine beſondere Freude daraus, ein Opfer, meiſt Mädchen, zu erſpähen, darauf loszuspringen und ſeine Miſpferdpeitsche um die nackten Schienbeine klatschen zu laſſen. Was die Bibel von der Sklaverei der Iſraeliten in Ägypten erzählt, was wir im Muſeum zu Kairo geſehen hatten, ſchauten wir hier in harter Wirklichkeit. Auch ein Beweis für den konſervativen Charakter der Orientalen. Ich wollte die widerliche Szene auf dem letzten Filmbblatt des Apparates feſthalten, aber durch die Zudringlichkeit eines Arabers mißlang leider die Aufnahme. Ein Herr, den wir nach dem Lohn der armen Geſchöpfe fragten, nannte uns 5—6 Piaſter für den Tag, alſo 1,— Mk. bis 1,25 Mk. Stimmt die Zahl, ſo hat ſich der Tagelohn nach dem Kriege gegenüber dem früheren verdoppelt. Steindorff, der deutſche Ägyptologe, erzählt nämlich in ſeinem 1915 erſchienenen Büchlein „Ägypten in Vergangenheit und Gegenwart“: „Bei unſern Ausgrabungen erhielt ein erwachſener Arbeiter durchſchnittlich einen Tagelohn von 3—4 Piaſter, ein Kind, ein Junge oder Mädchen, wurde mit 2—3 Piaſter bezahlt. Dafür hatten die Leute von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, etwa 11 Stunden mit einer ein- bis anderthalbſtündigen Mittagſpause zu arbeiten. Das ſind keineswegs geringe Löhne, jedenfalls höhere, als bei ſtaatlichen Erdarbeiten oder für die Tätigkeit auf dem Felde oder beim Schöpfrad bezahlt werden.“

Auf der Rückfahrt nach Kairo begegneten uns zahlloſe Kraftwagen und Droſchken, in denen die vornehmen oder vergnügungſüchtigen Großstädter nach Giſe hinausfahren, um dort den Sonntagabend zu verleben. So hart wohnen auch im neuen Ägypten die Gegenſätze nebeneinander: unmenschlicher Frondienſt bei kargem Lohn und ausgelaffenes Herrenmenſchentum. In den hellerleuchteten Straßen Kairos aber drängten ſich vor den Kinohäuſern die Maſſen jener, denen eine Fahrt nach Giſe zu teuer oder zu harmlos war.

Wie ſagt doch Friedrich Wilhelm Weber:

„Menſchen ſind die Menſchenkinder
 Aller Zeiten, aller Zonen,
 Ob ſie unter Birkenbüſchen,
 Ob ſie unter Palmen wohnen.“

Memphis und Sakkara.

Die Pyramiden und die Sphing von Gise möchte jeder Weltentbummler gesehen haben, um sagen zu können, er sei in Ägypten gewesen. Wer mehr gewinnen will als diesen Ruhm, wird die Fahrt nilaufwärts zur Stätte der Pharaonenresidenz Memphis und zur Totenstadt in der Wüste von Sakkara nicht scheuen.

Der Wasserreichtum des Deltas und der Uferlandschaft ermöglicht ein öfteres Besprengen der Straßen. Im Stadtgebiet Kairos tragen die Hauptverkehrswege eine Teerschicht. Wir sollten noch zur Genüge verstehen lernen, als wir Oberägypten besuchten, was es bedeutet, über pulverisierten Nilschlamm zu fahren. Unter den vielen Kraftwagen war neben „Ford“, „Hudson“ und „Dodge“ auch die Marke „Fiat“ stark vertreten. Nur selten war ein deutscher Wagen zu sehen, weil die seit Jahren ausgeschaltete deutsche Konkurrenz gegen die andern noch nicht aufkommen kann.

Auf den Feldern herrschte reges Treiben. Der ägyptische Ackerboden gehört zum fruchtbarsten auf Erden. Dennoch ist der Fellache heute noch ein armes Geschöpf. Arbeit und wieder Arbeit ist sein Geschick. Die Füße stecken im Schlamm der Felder, während die Sonne mit grellem Licht sein Auge quält und glühende Pfeile auf ihn herabsendet.

Reiche Ortschaften mit Steinhäusern, ärmere mit niedrigen Lehmbauten und ganz arme mit Hütten aus Palmblättern wechseln mit Maisfeldern, Zuckerrohrpflanzungen und herrlichen Palmwäldern. Die Arbeiter kümmern sich wenig um die Fremden. Ihre Felder, die Sorge um Weib und Kind und um das Ausbringen der Steuern scheinen alle Denkkraft bei ihnen zu verbrauchen. Den Durst stillten einige, indem sie mit der hohlen Hand das braune Nilwasser zum Mund brachten. Einige Frauen, die so, über den Kanalrand gebeugt, ihre trockenen Lippen erfrischten, störten sich nicht im mindesten daran, daß nicht weit davon ein Kameltadaver aus dem Wasser herauschaute.

Jenseits des Kanals begleitet die Eisenbahnlinie unsere Fahrt, bis wir sie bei Memphis überqueren. Auf der engen Brücke herrschte ein beängstigendes Gedränge von Menschen und Tieren, ebenso in den Gassen von Bedraschen. Es schien Markttag zu sein. Nach Zurücklegung einer kurzen Wegestrecke durch die Felder nahm uns ein prächtiger Dattelwald auf. Unter den hohen Palmen liegt am Waldrand eine Kolossalstatue Ramses' II. Die Füße sind abgeschlagen, die 2½ Meter hohe Krone liegt daneben. Kaum waren wir aus unseren Wagen heraus, als ein Schwarm von Bettlern, meist halberwachsene Kinder und Frauen, uns umringte und auf Schritt und Tritt verfolgte.

Etwa hundert Schritte vom Kolos des Ramses entfernt erhebt eine Sphing ihr Haupt. Sie ist aus Malabaster gemeißelt und ziemlich gut erhalten, weil sie bis in die jüngste Zeit verschüttet war. Der Sockel stand

im Wasser. Maisfelder am Waldrand umgeben eine Hütte, die uns ein Wächter aufschloß. Auf einer Treppe erstiegen wir ein hohes Gerüst und sahen dann von oben herab ein zweites Riesenstandbild Ramses' II. am Boden liegen. Dreizehn Meter in der Länge mißt die aus einem einzigen Stein herausgemeißelte Gestalt des Pharao. Die Züge des Gesichtes sind nach dem Leben gezeichnet, das ganze Standbild sorgfältig gearbeitet. Strabo und Herodot erzählen von den gewaltigen Statuen des Pharao vor dem Tempel des Ptah in Memphis und denken sehr wahrscheinlich an dieses Bild. Wie es jetzt unter dem Wellblechdach der Schutzhütte liegt, um vor Beschädigungen gesichert zu sein, wird es zu einem Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Größe, ähnlich wie jener Torso der Augustusstatue vor der Tempeltreppe zu Samaria.

In der Richtung auf das hinter Palmen versteckte Dorf Mit-Rahime werden die Trümmer eines Tempels sichtbar, vom Wasser umspült. Grüne Algen bedecken den Sumpf, als wolle die Natur helfen, die letzten Reste der einst so glorreichen Pharaonenresidenz zu ehren, nachdem die Menschen ihre Zerstörungskunst an Memphis so gründlich geübt haben, daß sich die Gelehrten um die genaue Lage der Stadt streiten. Und doch war Memphis einst „die Stadt“ schlechthin für den Ägypter, wie heute Paris für den Franzosen. Lange bevor Theben zur Blüte kam und der Stolz der Pharaonen wurde, hat Memphis unter den Herrschern des alten Reiches glanzvolle Jahrhunderte geschaut. Dann kamen Zeiten des Verfalls durch innere und äußere Kämpfe. Man glaubt einen Bericht aus unseren Tagen über Deutschlands Not zu lesen, wenn es in der Mitte des dritten Jahrtausends heißt: „Die bis dahin arm gewesen, wurden reich und der, der etwas besessen hatte, war einer, der nichts hatte; die Kleider getragen hatten, gingen in Lumpen, und wer nicht für sich gewoben, besaß feines Linnen. Wer nichts vom Harfenspiel verstanden, hatte jetzt eine Harfe; der, vor dem man nicht gesungen hatte, pries die Göttin der Musik. Die Frau, die keinen Kasten gehabt (um ihre Kleider hineinzutun), besaß jetzt eine Truhe, und die, die ihr Gesicht im Wasser besehen, hatte jetzt einen Spiegel. Das Lachen war vergangen, man hörte es nicht mehr. Trauer durchzog das Land, vermisch mit Wehklagen“ (Vgl. Steindorff „Die Blütezeit des Pharaonenreiches“ S. 20). Raffte und Neureich haben also schon vor 4000 Jahren nachweisbare Ahnen gehabt.

Als dann Memphis unter den Pharaonen der Spätzeit neuen Glanz erlebte, drohten ihm die Propheten Israels noch schlimmere Strafe an. Wer an der Stätte von Memphis steht, ist Zeuge einer wörtlichen Erfüllung der Weissagung bei Jeremias 46, 19:

„Mach dir dein Reisebündel jetzt zurecht,
Ägyptens Tochter, die so ruhig wohnt!
Denn Memphis wird zur Wüste,
zerstört und menschenleer.“

Auch der Prophet Ezechiel hat dem Übermut der Pharaonen die Strafe Jahwes angekündigt:

„So spricht der Herr:

O sieh, ich will an dich, o Pharao, Ägyptens König,
du großes Krokodil,
das da inmitten seiner Ströme lagert
und das gesagt: „Mein ist der Strom,
ich hab ihn mir geschaffen . . .

Am hellen Tage kommt ein Schrecken über Memphis.

Die Jünglinge von On und von Bubastis fallen durch das Schwert,
und ihre Jungfrauen wandern in Gefangenschaft.“ (Ez. 29, 3; 30, 17.)

Von Memphis führt ein schmaler Damm über ein weites Ackerland, das im Oktober einem gewaltigen See gleicht, weil die ganze Ebene unter Wasser gesetzt ist. Die Wagen kamen nur langsam vorwärts, weil der getrocknete Schlamm des Dammweges wohl für Menschen und Tiere, aber nicht für Kraftwagen geeignet ist. Kam ein Zug beladener Kamele von der entgegengesetzten Seite, so gab es aufregende Szenen unter den scheuen Tieren, die auf der steilen Böschung das Gleichgewicht mit ihren mächtigen Bündeln Maisstroh zu verlieren drohten.

Auf der Westseite des Überschwemmungsgebietes liegen zwischen Palmenwäldern die Dörfer Sakkara und Abusir. Sobald man die Linie überschritten hat, bis zu der das Nilwasser steigt, hört jede Vegetation auf. Einen krasserer Gegensatz kann man sich so hart nebeneinander kaum denken. Der Nil ist in Wirklichkeit Ägyptens Vater. Er hat durch seine Ablagerungen das Fruchmland geschaffen; er erhält es durch seine regelmäßigen Überschwemmungen. Wo er nicht hinkommt, beginnt die Wüste. Dieses Verurteiltsein des Bodens zu völliger Unfruchtbarkeit ohne das Wasser des Flusses ist wie ein Bild der gänzlichen Ohnmacht der Menschennatur, etwas im Reiche der Übernatur zu vollbringen ohne den Tau der göttlichen Gnade. Das drückt der 142. Psalm aus in dem Vers: „Ich breite meine Hände nach dir aus; wie wasserloses Land lechzet meine Seele nach dir.“ Das gleiche Bild dient dem Dichter des 107. Psalms dazu, die durch Gottes Gnade bewirkte Veränderung in der Menschenseele zu schildern:

„Sie sollen dankbar sein dem Herrn für seine Gnade,
Für seine Wunder an den Menschenkindern . . .
Er macht zum Wasserteich die Wüste
Zu dürrem Lande Brunnenkammern.“

Auf der Höhe der Sandhügel dehnt sich die gewaltige *T o t e n s t a d t* von Sakkara aus. Der Anblick der 11 Pyramiden ist ergreifender als jener in Gise. Ein gutes Auge sieht von hier aus auch die drei Riesenbauten von Gise im Norden über Abusir hinweg. Die Pyramiden von Sakkara sind zum Teil aus Nilschlammziegeln erbaut und darum nicht so gut erhalten wie die Steinpyramiden. Das Wahrzeichen der Totenstadt ist die *S t u f e n p y r a m i d e*. Sie ist wahrscheinlich die älteste

von allen, hat keine quadratische, sondern eine rechteckige Grundfläche und ist nicht genau den Himmelsrichtungen angepaßt. In sechs gewaltigen Stufen steigt sie empor. Das Innere stellt ein verwickeltes System von Gängen und Kammern dar.

Beim Hause Mariette Paschas machten wir Halt, um von dort aus die wichtigsten Denkmäler zu besuchen. Der Unkundige ahnt nicht, wenn er die Wüste durchschreitet, welche Schätze hier in der Erde ruhen. Kein Jahr vergeht, ohne daß der Sturm durch den Flugand das Bild der Oberfläche verändert. Was aber der trockene Sand einmal verschüttet hat, das bewahrt er Jahrtausende lang unverfehrt.

Als Mariette am 12. November 1851 das sogen. Serapeum, die Begräbnisstätte der heiligen Apisstiere entdeckte, da war das ein Ereignis von größerer Bedeutung für die Erforschung ägyptischer Kultur und Geschichte als die Öffnung des Grabes Tutanchamons im November 1922. Der Weg zum ägyptischen Serapeum führt am griechischen Serapeum vorüber. Nachdem es seine Schätze hergegeben hat, ist es wieder unter der Sanddecke verschwunden. Nur der Torso einer Philosophenstatue war noch zu sehen, ohne daß wir den Namen des Jüngers der Weisheit hätten feststellen können. Seine Kollegen sind nach Paris gewandert und bilden in Stein eine Zierde des Louvre, wie sie ehemals im Leben den Hörsaal zierten. Der eine aber hat es vorgezogen, im Wüstensand liegen zu bleiben. Und das ist für einen besinnlichen Philosophen sicher ein ruhigeres Plätzchen als ein großes Museum, wo täglich Hunderte an ihm vorbeilaufen würden, die von Philosophie wenig verstehen.

Vom griechischen Serapeum führte eine Allee von Sphingen zum ägyptischen Museum. Sie ist nach der Freilegung durch Mariette wieder spurlos im Sande verschwunden. Die Eingangshalle des sonderbaren Friedhofes trägt eine Erinnerungstafel des erfolgreichen Entdeckers. Die Wände waren reich geschmückt mit Botivtafeln, aber alles ist in die Museen überführt worden. Nur die Sarkophage sind stehen geblieben, und zwar aus einem einfachen Grunde: Solch ein Koloß wiegt nämlich 65 000 Kilogramm. Wie schwierig es war, den Riesensarg in die Gruft zu bringen, wo dann die Mumie des heiligen Stiers darin geborgen wurde, erkennt man daran, daß der letzte mitten im Gang stehen geblieben ist. Die Begeisterung für das göttliche Tier scheint nicht mehr ausgereicht zu haben, um die mühsame Arbeit der Bestattung zu leisten. Der sechs Meter hohe und drei Meter breite Gang hat eine Länge von 350 Meter. Zu beiden Seiten liegen die Grabkapellen mit den Sarkophagen. Noch sind 24 davon erhalten; aber Mariette fand alle bis auf zwei erbrochen und geplündert. Den Dieben war bekannt, daß den Stiermumien kostbare Gaben in den Sarg gelegt wurden, ähnlich wie den Pharaonen. Geheime Gänge mußten gegraben werden, bis die Diebe in die Grabkammern gelangten. Waren sie soweit, so blieb die

Öffnung des schweren Deckels oft unmöglich, sodaß viele Sarkophage zertrümmert werden mußten, ehe die Diebe ihre Arbeit belohnt fanden.

Während man durch die Fessengänge der Apisgrüfte wandert, tritt von selbst das Bild der römischen Katakomben in die Erinnerung. Beides sind ergreifende Ausdrucksformen des Glaubens an ein jenseitiges Leben. Doch welcher Unterschied! So groß ist er wie der Abstand des Irrtums von der Wahrheit. Aus dem Dunkel der christlichen Katakomben stieg die Wahrheit und Liebe zum Licht empor. Im Serapeum der Sakkarawüste begrub eine glänzende Kultur mit übertriebenem Pomp die Symbole menschlichen Irrsins.

Nicht weit vom Serapeum entfernt, führt ein Gang zu einer Grabanlage, die zu den interessantesten von allen ägyptischen Gräbern zählt, zur *Mastaba des Ti*. Früher lag der Bau über der Erde, heute steckt er tief im Sande. Durch eine Vorhalle gelangt man in einen großen rechteckigen Raum, dessen Decke früher auf 12 Säulen ruhte. In der Mitte senkt sich ein tiefer Schacht in die Erde hinab. Darin stand der Sarkophag mit der Mumie des *Ti*, eines der höchsten Würdenträger unter den Pharaonen der fünften Dynastie. Er selbst war ein Emporkömmling, seine Frau aus der königlichen Familie, darum seine Kinder Prinzen.

Alle Wände sind mit Reliefdarstellungen bedeckt. Die zarte Feinheit der Technik und die vollendete Schönheit der Figuren sind Glanzleistungen der ägyptischen Kunst. Das gilt noch mehr von den Bildern des Korridors und der Grabkammern. Da wird das ganze Leben und Treiben der damaligen Menschen im Hause und auf dem Felde, auf der Jagd und beim Schiffbau, vor Gericht und in der Werkstatt wie in einem großen Bilderbuch geschildert. Die Farben sind noch so frisch, als seien sie vor fünf und nicht vor mehr als 4000 Jahren aufgetragen. In der Charakteristik der Personen und Tiere herrscht trotz des Einhaltens der Regeln des Kanons lebendige Mannigfaltigkeit. Die Inschriften sind oft humorvoll und verkünden das Lob des *Ti*. Seine Gattin ist „die Palme der Liebenswürdigkeit gegenüber ihrem Mann“.

Das Wandern durch den Wüstenand ohne entsprechendes Schuhwerk gehört nicht gerade zum Angenehmsten. Es ermüdet wie das Wandern durch frischgefallenen Schnee. In der Dunkelheit wäre es sogar gefährlich, durch das Gebiet der Totenstadt zu pilgern, weil offenstehende Grabschächte von bedeutender Tiefe zum Verhängnis werden könnten. Im Sand liegen Steine von eigenartiger Form und Farbe, als habe die Natur hier an den Steinen ihren Reichtum zeigen wollen, wo sie es an Blumen und anderen Pflanzen nicht vermag. Schwarze Skarabäen kriechen umher, die Symbole der Auferstehung.

Wir wollten die Innenanlage einer Pyramide studieren und wählten dazu diejenige des *Dnno*s, weil die Gänge der Stufenpyramide weniger gut erhalten sind. Ein schräg abfallender, niedriger Schacht

führt in das Innere des künstlichen Berges. Einem kleinen Jungen hätte das Hinunterkommen wenig Schwierigkeiten gemacht; denn der hätte sich auf die Hosen gesetzt und wäre auf den glatten Steinen wie auf einer Eisbahn hinabgerutscht. Wir rüsteten uns mit Kerzenstummeln aus und kletterten tiefgeblüdt, einander die Hände reichend, hinunter in die Vorhalle der Grabkammer. Aus ihr führen niedrige Türen in rechteckige Kammern hinein. Da jene Zeit, die Mitte des dritten Jahrtausends, noch nicht genügend mit der Technik der Gewölbekonstruktion vertraut war, sind die Decken durch große Steinplatten als Spitzdach gebildet. Ihre Flächen sind mit Sternen übersät und deuten so die himmlische Wohnung des Pharao an. In der rechten Kammer steht der schwere Sarkophag aus schwarzem Granit.

Was diesen Grabkammern ihre Bedeutung gibt, das sind die mit Inschriften überdeckten Wände, mit denen der Erbauer der Pyramide sie versehen ließ. Sein Beispiel machte Schule. Die Texte sind in sorgfältigster Hieroglyphenschrift in Relief geschrieben und vorzüglich erhalten. Sie handeln vom jenseitigen Leben. Eine ganze Dogmatik des ägyptischen Glaubens an das Leben nach dem Tode läßt sich daraus gewinnen. Der alte Ägypter war tief durchdrungen von dem Bewußtsein, daß jenseits des Grabes ein persönliches Fortleben der Verstorbenen deren Seligkeit sichere. Nicht ein schemenhaftes, schattenhaftes Dasein, kein Untergehen im Schlaf ewiger Bewußtlosigkeit, wie wir es im Glauben anderer Völker finden, sondern ein klares Erkennen und Wollen, ein bewußtes Glück bei den Göttern verklärte dem Ägypter das andere Leben.

Unterhalb des Totentempels der Onnospyramide sind die großen Reste eines alten koptischen Klosters ausgegraben worden. Die schönsten Stücke dieser christlichen Kunst Ägyptens birgt das Museum zu Kairo. Aber auch die Trümmerstätte erfüllt den Besucher mit Hochachtung vor den frommen Mönchen, die hier in der Wüsteneinsamkeit sich selbst heiligten, indem sie Gott lobten und dem Nächsten Gutes taten.

Im alten und neuen Heliopolis.

Kairo, die heutige Hauptstadt Ägyptens, ist nach ägyptischen Begriffen verhältnismäßig jung. Etwa zwei Stunden nordöstlich von Kairo aber lag Jahrtausende hindurch ein Hauptpunkt des politischen und noch mehr des religiösen Lebens des Landes, Heliopolis, die Stadt des Sonnengottes. Wie zu Memphis der Gott Ptah, zu Theben Mont und zu Dendera die Göttin Hathor, so hatte Atum oder Tum in Heliopolis seine Kultstätte. Atum war aber nur eine Erscheinungsform des Ra oder Re, der leuchtenden Sonne, und zwar der Lichtgestalt der Abendsonne. Später hat die ägyptische Götterlehre dem Gotte Atum von Heliopolis einen Kreis von acht Göttern zugesellt und dieser heiligen „Neunheit“ Eingang in vielen Tempeln verschafft.

Osiris, der Fürst der Ewigkeit, Isis, seine treue Gattin, und Horus, ihr Kind, wurden nicht nur in Abydos, sondern auch in Heliopolis verehrt. Um Ordnung in den dicht bevölkerten Olympe zu bringen, erkannte man schließlich dem Re-Horachte von Heliopolis in Unterägypten und dem Amon-Re von Theben in Oberägypten den Primat unter den Göttern zu. Von Re, dem Sonnengott, leiteten die Pharaonen ihr Geschlecht her und betrachteten sich als dessen Söhne und sichtbare Vertreter auf Erden.

Mit dem Sonnenkult hängt es zusammen, daß in Heliopolis die Sternkunde und die Mathematik besondere Pflege fanden, sodaß bereits im Jahre 4240 dafelbst das Jahr von 365 Tagen eingeführt und ein Kalender berechnet wurde, der heute noch die Grundlage unseres Kalenders bildet. Die Priesterschaft von Heliopolis war zahlreich und mächtig, und der Kult des Sonnengottes muß mit erhabener Feierlichkeit begangen worden sein.

In der Bibel trägt die Stadt den Namen On. Als Joseph dem Pharao die Träume gedeutet hatte und zum Vizekönig von Ägypten erhoben worden war, da gab ihm der Pharao „Asenat, die Tochter des Potiphera, des Priesters von On, zum Weibe, und so ward Joseph bekannt im Ägypterland“, wie uns die Genesis erzählt. Schon daraus geht hervor, in welchem Ansehen Josephs Schwiegervater als Priester von Heliopolis stand. Später haben sich die Leuchten der griechischen Wissenschaft, Plato und Herodot, glücklich geschätzt, mit den Lehrern der Hochschule von Heliopolis zu verkehren.

Doch alle Herrlichkeit der Sonnenstadt ist versunken. Mitten in einem Maisfeld erhebt noch ein Obelisk seinen mehr als 20 Meter hohen, schlanken Schaft zum Himmel empor, als wolle er mit seinem Riesenfinger zur Sonne zeigen, die noch ebenso leuchtend über der Ebene des beginnenden Deltas steht wie ehemals. Die Obeliskten waren Symbole der Sonnenstrahlen, und von Heliopolis wird berichtet, es sei voll von Obeliskten gewesen. Sie sind alle gestürzt und verschleppt worden bis auf den einen, um den nun der Fellache seinen Pflug herumführt und in dessen Schriftzeichen die Bienen ihre Waben bauen. Die im Altertum so oft genannten „Nadeln der Kleopatra“ standen ursprünglich in Heliopolis vor dem Tempel des Sonnengottes. Heute brauen am Themsekai die Nebel von London um den einen von diesen beiden Obeliskten, mit dem anderen hat Amerika den Zentralpark zu Newyork geschmückt.

An der Stelle des alten Heliopolis liegt das Dorf M a t a r i e. Seine Bewohner schätzen sich glücklich, eine Erinnerung an jene Zeit zu besitzen, in der Maria und Joseph mit dem Jesuskinde in Ägypten weilten und Schutz vor den Mordgedanken des Herodes suchten. Die Überlieferung erzählt, daß damals die hl. Familie unter einer Sykomore bei Heliopolis gerastet und der hl. Joseph dafelbst Arbeit gefunden habe. Es ist sicher, daß sich hier viele Juden angesiedelt hatten. Bei diesen

Landsleuten wird der Zimmermann von Nazareth mit Maria und dem göttlichen Kind ein Unterkommen gesucht haben, bis nach dem Tode des Herodes die Heimkehr möglich wurde.

In einem umfriedigten Garten steht der uralte Baum, der den Namen *Marienbaum* trägt. Er ist so altersschwach, daß er trotz der vielen Stützen bald auseinanderfallen wird. Aber schon ist aus dem Wurzelstock ein junger Schößling emporgewachsen. Weil die Sykomore kein so hohes Alter erreicht, kann auch der absterbende Baum noch nicht vor 1900 Jahren gestanden haben, aber es ist glaubhaft, daß er über einige Vorfahren hinweg ein Sproß des gesegneten Stammes ist, der schützend sein Blätterdach über die Mutter des Lebens und das in ihren Armen schlummernde Heil der Welt gebreitet hat. Einige Schritte davon entfernt spendet eine Quelle vorzügliches Wasser und zwar solches, das nicht als Grundwasser dem Nil entstammt, sondern irgendwoher aus der Tiefe steigt, eine große Seltenheit in Ägypten. Auch diese Quelle wird von dem legendenfrohen Volk mit der hl. Familie in Beziehung gebracht und *Marienquelle* genannt. Sie war schon in vorchristlicher Zeit als das „Wasser von On“ berühmt und hat gewiß der hl. Jungfrau das Wasser für den kleinen Haushalt geliefert.

Neben dem Garten haben die Jesuiten ein Landhaus und Erholungsplätzchen für die Lehrer und Schüler ihrer großen Unterrichtsanstalt zu Kairo. Ein zierliches Kapellchen ist der hl. Familie geweiht. Weil es zu klein war, ist im Garten eine Kirche gebaut worden, die der katholischen Gemeinde von Matarije zugleich als Pfarrkirche dient. Eine Marmorgruppe über dem Hochaltar stellt die hl. Familie auf der Flucht dar. Die etwas süßlichen und blassen Bilder an den Wänden schildern einzelne Szenen der Ausweisung aus der Heimat und der Ankunft in der Fremde. In mancher christlichen Familie hat sich in den letzten Jahren das Geschick dieses Vorbildes aller Familien wiederholt.

Wir verbrachten einen herrlichen Oktobermorgen an dieser Stätte, feierten dort das Opfer des Neuen Bundes und ergingen uns unter den schattigen Baumriesen des Gartens. Mit der Liebe und Sachkunde des Botanikers hat einer der Patres den Garten zu einem Naturgenuß seltener Art gemacht. In tropischer Fülle wachsen da die verschiedensten Baumarten, Blumen und Sträucher mit den seltensten Früchten. Wie feiner Sprühregen rieselt das helle Sonnenlicht vom wolkenlosen Himmel durch die dichten Blätterkronen des Johannesbrotbaums, zwischen die haushohen Bambusstauden hinein und gleitet über die wehenden Fächer der prächtigen Palmen. Aus der Kirche klingen die Lieder der singenden Gemeinde und huldigen dem, der als Kind hier in der Verbannung lebte. Das Credo bekennet ihn als „Gott von Gott, Licht vom Licht, als wahren Gott vom wahren Gott“. So ist es kein bloßer Zufall, daß gerade hier in der Stadt des Sonnengottes derjenige ein Obdach gesucht hat, der später von sich sagen durfte: „Ich bin das

Licht der Welt, wer mir nachfolgt, wandelt nicht in der Finsternis.“ Sein Geburtsfest hat das Fest des heidnischen Sonnengottes verdrängt, und die Weihnachtsliturgie preist ihn als „das große Licht“ und die „Sonne der Gerechtigkeit“.

Wem es in den Gassen und Winkeln Kairos zu eng wird, und wer nach den anstrengenden Wanderungen durch die Schätze des ägyptischen Museums eine Abspannung braucht, läßt sich gern in den vornehmen Wagen der elektrischen Bahn nach Neu-Heliopolis hinausbringen. Man könnte diese Gründung die Beamtenstadt von Kairo nennen. Geldkräftige Unternehmer und tüchtige Baumeister haben dort, am Rande der Wüste, ein Werk geschaffen, das jeder europäischen Residenzstadt zur Ehre gereichen würde. Alle Straßen und die einzelnen Häuser sind nach einem großzügigen, einheitlichen Stadtbauplan angelegt. Sportplätze sind dabei nicht vergessen worden. Der belgische Baron Empain hat als führendes Mitglied der Baugesellschaft dafür Sorge getragen, daß auch an die religiösen Bedürfnisse der Willenbewohner gedacht worden ist. Eine große katholische Kathedrale steht im Kreuzungspunkt der Hauptstraßen. Sie hat keinen Turm; aber aus der Ferne gesehen, treten die im Hintergrund des großen Platzes sich erhebenden Minarette zweier Eckhäuser so an das Gotteshaus heran, als gehörten sie zu ihm. Beim Wandern durch die Straßen fanden wir sogar eine Herz-Jesu-Straße.

In den Vorgärten der herrschaftlichen Häuser blühen das ganze Jahr hindurch Blumen, da man dort keinen Winter kennt, wenigstens keinen Winter in unserm Sinne. Weil Neu-Heliopolis etwas höher liegt als Kairo, ist die Luft reiner und kräftiger. Aber trotz allem, trotz der schönen neuen Häuser, der breiten und sauberen Straßen, ist es in Neu-Heliopolis nicht recht gemütlich. Zu einem kurzen Spaziergang reicht die Anziehungskraft; bei längerem Aufenthalt möchte einen dort die Langeweile packen. „Nach der Uhr und nach der Schnur“, würde Klemens Brentano sagen. Alles ist zu neu; es erinnert zu sehr an Häuser- und Grundstücksspekulation. Daß an den Wohnpalästen stellenweise der Stuckverputz abspringt, erhöht den Eindruck des Unechten, des Gemachten und Berechneten. Da fehlt das, was Ägyptens Eigenart ausmacht, das Ursprüngliche, das Naturhafte oder historisch Gewordene. Die altägyptischen Bauwerke zwingen dem Beschauer Ehrfurcht ab und sind Symbole der Ewigkeitshoffnung ihrer Schöpfer. Die Bauten in Neu-Heliopolis sind anerkennenswerte Leistungen einer auf kurzfristigen Wechsel sich einstellenden Diesseitskultur, und wer sie betrachtet, schweigt nicht in Ehrfurcht, sondern fragt: Was hat das gekostet? Wie verzinst sich das hineingesteckte Kapital?

Nach Luxor und Karnak.

In den alten und neuen Städten des Nildeltas spielt sich ein gut Stück ägyptischen Lebens ab. Wer aber nicht über Kairo hinaus nilaufwärts vordringt, hat bedeutsame Zeugen der Kultur im Lande der Pharaonen nicht gesehen. Zwei Verkehrswege führen durch das Niltal, der Fluß mit seinen großen Dampfern und die Eisenbahn. Eine Flußfahrt hat wohl manche Annehmlichkeiten und enthüllt dem Reisenden in langsamerer Abfolge die Reize der Uferlandschaft. Sie ist darum aber auch zeitraubender. Die Bahnfahrten sind in der heißen Jahreszeit wahre Strapazen. Zwar sind die Wagen, wenigstens diejenigen der ersten und zweiten Klasse, einigermaßen luftig. Aber zu der quälenden Hitze gesellt sich eine Plage, gegen die der Reisende sich nur durch geduldiges Ertragen wappnen kann, das ist der Staub. Zuerst glaubten wir, es sei der Flugsand der Wüste. Doch bald stellten wir fest, daß die Plage auch nicht aufhörte, wenn der Zug auf beiden Seiten von einer breiten Wasserfläche umgeben war und völlige Windstille herrschte. Der Zug selbst entwickelt die dichten Staubwolken und ist hineingehüllt wie in die Dampfvolken der Maschine, weil der Bahndamm aus Nilschlamm aufgeschüttet ist, der sich pulverisiert. Die Wagenfenster sind mit Zugläden versehen, aber entweder schließen sie nicht dicht, oder nicht alle Mitreisenden sind zum Schließen der Fenster zu bewegen. Nach einiger Zeit sieht man darum aus wie ein Müllerknecht oder Kalkosenarbeiter und springt bei jeder Station ans Fenster, um wieder tief atmen zu können. Die Einheimischen machen sich weniger daraus und wundern sich über die nervösen Fremden.

Von dieser Beigabe des Staubes und den unvermeidlichen Stechmücken abgesehen, ist eine Fahrt durch das Niltal sehr anregend, vor allem für den, der Vergangenheit und Gegenwart dieses Landes und seines Volkes ein wenig zu vergleichen gelernt hat. Von jeher hat sich ja das Leben Ägyptens fast ausschließlich im Niltal und im Delta abgepielt, von den wenigen Oasen in der Wüste abgesehen. Die überaus große Fruchtbarkeit des bewässerten Bodens macht den Landstreifen von Alexandrien und Port Said im Norden bis Assuan im Süden zu einem der am dichtesten bevölkerten Gebiete auf Erden. Bohnen doch auf 31 140 Quadratkilometer über 13 Millionen Menschen.

Es ist eine Freude, dieses Kulturland zu sehen. Der Fellache ist sehr konservativ. Wie seine Vorfahren vor 5000 Jahren, so bebaut er heute noch vielfach sein Feld. Das Füllen der Kanäle, das Bewässern der einzelnen Parzellen zur rechten Zeit, geschieht in ebenso einfacher wie zweckmäßiger Weise. Die Erfahrung der Jahrtausende bekundet sich darin. Bald sieht man den Büffel oder Esel, bald beide vereint, das Schöpfrad drehen. Saktje nennt es der Ägypter. Die heißere

Musik des hölzernen Triebwerks klingt weithin über die Felder. Ärmere Bauern drehen mit einem Instrument, das einem großen Butterfaß nicht unähnlich ist, das Wasser aus dem Kanal in die Rinnsale des Ackers. In Oberägypten, wo die Ufer höher liegen, stehen die Männer von morgens bis abends am Ziehbrunnen oder Schaduf und schöpfen Wasser. Auf zwei Pfosten ruht eine Querstange, in der sich ein Hebel bewegt. An einem Ende des Hebelarms hängt ein schwerer Klumpen Nilschlamm oder ein Stein; am andern Ende ist ein Seil mit dem Schöpfgesäß befestigt. Oft sind zwei Hebel nebeneinander angebracht. In ruhigem Takt lassen die kräftigen Männer das Schöpfgesäß, meist ist es aus Leder, auf- und abgehen. Die braunen Gestalten, mit dem Lendenschurz bekleidet, gehören in das Landschaftsbild hinein. Um sich gegenseitig anzufeuern und die eintönige, anstrengende Arbeit am Schaduf zu erleichtern, singen sie gern ihre Volksweisen. Es sind meist Gesänge, die eine gewisse Ähnlichkeit mit unsern Vitaneien oder manchen Psalmen haben und abwechselnd vorgetragen werden.

Die Ausdehnung des bebauten Geländes auf beiden Ufern wechselt. Bald ist es eine weite Ebene, bald ein schmaler Streifen. Unter Palmen und Johannesbrotbäumen und Sykomoren versteckt, liegen die Dörfer und Flecken. Etliche sind auch in die grelle Sonne hingelagert, wohl um jedes Fleckchen des tiefergelegenen Fruchtlandes ausnutzen zu können. Wie ein Fremdkörper wirken die Ramine einiger Fabriken in diesem Bilde, und man schaut genauer hin, wenn sich ein solches Wahrzeichen eines Industrietempels in der Ferne zeigt, ob es nicht doch ein hochragender Obelisk sei. Gleich Festungstürmen mit vielen Schießscharten erscheinen die großen Taubenhäuser.

An mehreren Orten eilt der Zug vorbei, die einst eine große Rolle in der Religions- und Profangeschichte Ägyptens gespielt haben, wenn man diese Unterscheidung im Altertum überhaupt machen darf. War doch das Gesamtleben auf religiöser Grundlage aufgebaut. Was wir heute Trennung von Kirche und Staat nennen, war jenen Geschlechtern unbekannt. Fürsten und Volk wußten zu gut, daß sich jeder Organismus auflöst, wenn das innerste Lebensprinzip ausgeschaltet wird; das ist aber für den Einzelmenschen und die Gemeinschaft das rechte Verhältnis zum Urgrund alles Seins, aller Ordnung, alles Lebens, zu Gott.

Der Pharaos war zugleich König und oberster Priester seines Volkes. So sehr waren Staatsleben und Religion verknüpft, daß der König als Sohn des Sonnengottes göttlicher Ehrung gewürdigt wurde. Das entband ihn aber nicht der Pflicht, selbst ein treuer Verehrer der Götter zu sein. Diodor hat uns aus dem letzten Jahrhundert vor Christus interessante Einzelheiten über das Leben der Pharaonen überliefert. Sie verdienen Beachtung, auch wenn nicht alles auf die früheren Jahrhunderte anwendbar ist: „Alles war durch gesetzliche Vorschriften bestimmt, nicht nur in den Staatsgeschäften, sondern auch in ihrem

täglichen häuslichen Leben . . . Wenn der Pharao in der Frühe aufgestanden war, mußte er zunächst die Briefe in Empfang nehmen, die von allen Seiten geschickt worden waren, damit er in genauer Kenntnis von allem, was in Staatsangelegenheiten vorgekommen war, imstande sei, alles richtig zu behandeln und auszuführen. Dann badete er, schmückte sich mit den Abzeichen seiner Herrschaft, mit einem Prachtgewande und opferte den Göttern.“ Dabei betete der Oberpriester vor allem Volk, „daß Gesundheit und alle anderen Güter dem König geschenkt würden, wenn er seine Pflichten gegen die Untertanen erfüllt“. Es folgte eine geistliche Lesung, indem „der Vorlesepriester aus den heiligen Büchern nützliche Ratschläge und Taten der berühmtesten Männer vorlas, damit der Mann, der alle Gewalt in Händen hatte, die schönsten Lehren mit dem Verstande vernehme und so sich der bestimmten Berichtigung der einzelnen Angelegenheiten zuwende.“ (Nach G. Steindorff „Die Blütezeit des Pharaonenreiches“ S. 89.)

Etwas südlich vom Hermopolis liegen auf dem Ostufer des Nils die Ruinen von Amarna. Ihre Durchforschung hat uns wertvolle Aufschlüsse über das zweite vorchristliche Jahrtausend gebracht. Im Museum zu Kairo hatten wir einen Teil der berühmt gewordenen „Briefe von Tell el-Amarna“ gesehen, jener Keilschrifttexte auf Tonziegeln, die uns über die Beziehungen zwischen Ägypten und Vorderasien Kunde geben. Amarnas Glanzzeit liegt im 14. Jahrhundert vor Christus, als dort Amenophis IV., der zweite Vorgänger und Schwiegervater Tutanchamons, die heilige Stadt des Aton erbaute.

Über Assiut und Abydos, die Hauptkultstätte des Osiris, ging die Fahrt zwischen den fruchtbaren Äckern hindurch weiter. In der großen Schleife, wo die Bahn über den Nil setzt, liegt Dendera; der „Herrin von Dendera“, der Göttin Hathor, wurde in der Gestalt der heiligen Kuh daselbst gehuldigt.

Das herrlichste Schauspiel auf der langen Fahrt aber waren am Abend die überaus zarten Lichtwirkungen der scheidenden Sonne und das langsame Erwachen des neuen Tages am frühen Morgen. Wie da die Schatten der Nacht sich über den Fluß, die üppigen Fluren und die Wüste senkten, wie die Umrisse der Palmen sich immer deutlicher vom Horizont abhoben, wie stellenweise der Rauch der Hütten sich gleich einem dünnen Nebelschleier über die glitzernde Fläche des überschwemmten Bodens legte, wie verträumte Vögel aufschreckten, wenn der Zug vorbeirollte, wie einzelne Frühaufsteher auf einsamen Pfaden zum nächsten Ort oder zur Arbeit wanderten, das alles klang so harmonisch zusammen, als sänge die Natur dem treusorgenden Schöpfer ein dankbares Abendlied und einen hoffnungsfrohen Morgengruß.

In Luxor erwartete uns der prächtige Hausmeister des „Hotel Thebes“, der hinkende Mustafa, und brachte uns in unser Quartier.

Trotz seiner unscheinbaren Gestalt und seines lahmen Fußes genoß er bei allen Kutschern und Eselstreibern, bei allen Händlern und Fremdenführern eine Autorität, daß wir uns nur auf ihn zu berufen brauchten, wenn während unseres Aufenthaltes einer allzu lästig wurde. Die Saison hatte noch nicht begonnen, sodaß unsere Karawane wie die erste Schwalbe begrüßt wurde.

Luxor und Karnak mit dem gegenüberliegenden Bezirk des Medinet Habu dürfen ohne Anmaßung den Anspruch erheben, zu den bedeutendsten und eindruckvollsten Ruinenstätten der Welt zu gehören. Was ist Baalbek und Gerasa, was sogar Rom und Athen gegen die Reste des alten Theben, der „Stadt mit hundert Toren“? In Luxor ist es vor allem der Tempel Amenophis' III., der zu ehrfurchtsvoller Bewunderung zwingt. Verschiedene Pharaonen haben daran bauen lassen. Die Flucht der Hallen und Säle liegt nicht in gerader Linie. Der Wechsel zwischen den Säulenformen mit geschlossenen und offenen Blütendolden bringt angenehme Abwechslung in die Architektur. Der Tempel war dem Amon, seiner Gemahlin Mut und ihrem Sohne, dem Mondgott Chons, geweiht. Die Reliefbilder einer Kapelle haben in letzter Zeit dazu dienen müssen, die wunderbare Geburt des Jesukindes aus Maria der Jungfrau als legendenhafte Nachbildung alter Göttersagen herabzuwürdigen. Aber was da auf den Wänden der Kapelle zu Luxor bildhaft, teilweise derb realistisch, von der Empfängnis und der Geburt des Prinzen Amenophis erzählt wird, wobei die Götter Chnum und Amon und Thout sowie die Göttin Isis mit einem ganzen Hofstaat niederer Gottheiten auftreten, das kann, auch rein menschlich betrachtet, gar nicht mit den wunderbaren Begebenheiten von Nazareth und Bethlehäm verglichen werden. Nur oberflächliches Denken und Verkennen der wesentlichen Unterschiede kann da von Abhängigkeit oder auch nur von Ähnlichkeit sprechen.

Wir hatten das Glück, beim zweiten Aufenthalt in Luxor nach der Rückkehr aus Assuan, eine Vollmondnacht zu haben. Auch wer sich durch Romane, in denen das Heldenpaar einen Winter in Luxor verlebt und sich im Anblick des Amontempels verlobt, „vom Silberschein des Vollmondes umflossen“, noch nicht den Geschmack verdorben hat, der wird es an einem solchen Abend in Luxor zwischen den Wänden des Hauses nicht aushalten, sondern diese echte Mondscheinlyrik genießen, wenn er am Nil vorbei zum Tempel der Götterdreieheit von Theben wandert, um schweigend vor den schweigenden und doch so beredten Zeugen entschwundener Pracht zu stehen.

Von diesem Tempel führt eine heilige Straße zwei Kilometer weit zum Haupttempel der Residenzstadt, heute nach dem Araberdorf Tempel von Karnak genannt. Zu beiden Seiten der Straße standen in geringem Abstand von einander die Bilder des Amon, sphingähnliche Widdergestalten. Viele stehen heute noch wohl erhalten da, andere sind

verstümmelt, schauen aus den Lehmmauern der Gärten heraus oder stecken zur Hälfte im Wasser. Kinder reiten darauf wie die Trierer Jugend auf dem Domstein. Am Wege liegen die Heiligtümer der Göttin Mut und des Gottes Chons. In einer Seitenkammer des letzteren war der Staub am Boden so von Schlangenspuren durchzogen, daß wir gern auf genaue Untersuchung verzichteten, weil wir in der Kunst der Schlangenbeschwörung trotz des Privatissimums in Kairo noch nicht genügend bewandert waren.

Der Tempel des Chons stammt aus der Ptolemäerzeit. Die alten, dem Volke und den Künstlern vertrauten Formen sind beibehalten. Die Säulen gewinnen durch verfeinerte Kapitelle. Die Reliefbilder treten plastischer aus den Flächen heraus. Die ägyptische Kunst hat sich mit der griechischen vermählt, wie die gesamte Kultur Ägyptens unter den Ptolemäern hellenistisches Gepräge annahm.

Beim ersten Besuch des großen Amonstempels zu Karnak erdrückt einen beinahe die Fülle und Mannigfaltigkeit des Geschauten. Es fehlt die geschlossene Einheitlichkeit kleinerer Tempel; denn an dem Riesenwerk haben seit Amenophis I. fast alle Pharaonen gebaut, umgebaut und geschmückt. Blütezeit und Verfall der ägyptischen Kunst haben hier ihre Spuren zurückgelassen. Es ist einem, als hätten die Giganten der Vorzeit in Theben gebaut. Hat doch der Gesamttempel vom ersten Pylon bis zur Götterzelle eine Länge von 600 Meter. Die Peterskirche zu Rom ist nur 211,5 Meter lang und der Dom zu Köln 135,6 Meter. An einem Pylon sind noch die Ziegeldämme zu sehen, die mit der Steinmauer emporgeführt wurden, um das Baumaterial auf einer schiefen Ebene hinaufzuschaffen. Eine Ziegelmauer umschließt auch den weiten Tempelbezirk. Der seitwärts angebaute Tempel Ramses' III. gibt in seinen gut erhaltenen Räumen eine klare Vorstellung der ägyptischen Tempelanlage überhaupt. Hier wie in Baalbek zeigt sich die Ähnlichkeit mit dem Tempel zu Jerusalem.

Überwältigt steht man in dem Säulensaal des Haupttempels. Da ragen noch 134 Säulen in 16 Reihen 21 Meter hoch empor. Ihr Durchmesser beträgt 3,57 Meter. Die Form der Säulen und die Gewinnung des Lichtes von oben her machen den Saal architektonisch lehrreich. Er bedeckt eine Bodenfläche von über 5000 Quadratmeter.

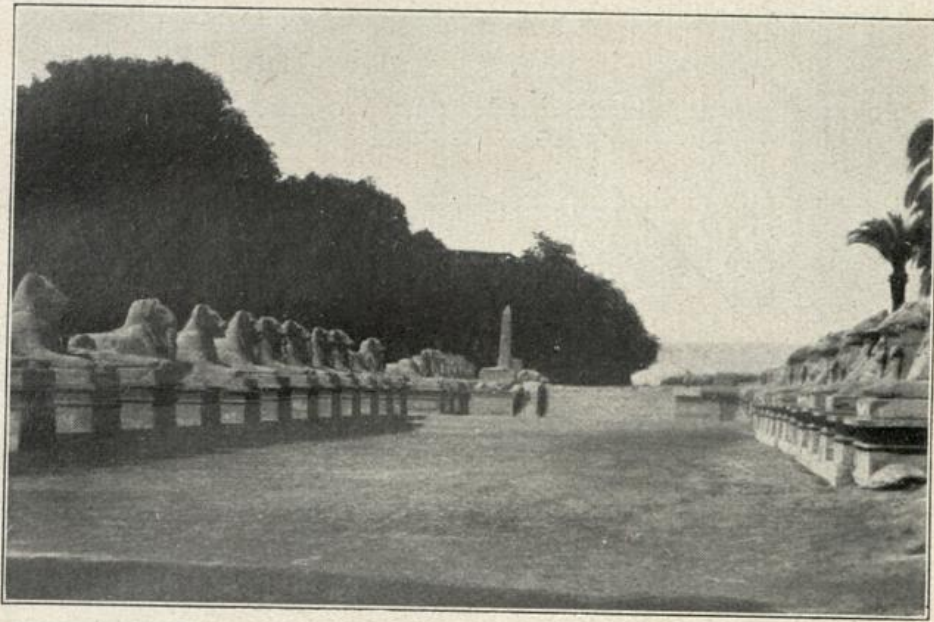
Neben einem hochragenden Obeliskens liegt sein umgestürzter Zwilingsbruder zerbrochen am Boden. Beide sind, wie eine Inschrift meldet, aus den Steinbrüchen von Syene, also über 200 Kilometer weit, herbeigeschafft worden. Das Stück des umgestürzten Obeliskens veranschaulicht am besten die Maße des noch stehenden. Der Koloß klingt wie eine Glocke, wenn man darauf klopft, und ein Schlag mit der bloßen Hand genügt, um den gewaltigen Stein von einem Ende zum andern in eine fühlbare Schwingung zu versetzen.

Die Wände des Tempels sind mit Reliefdarstellungen bedeckt, in

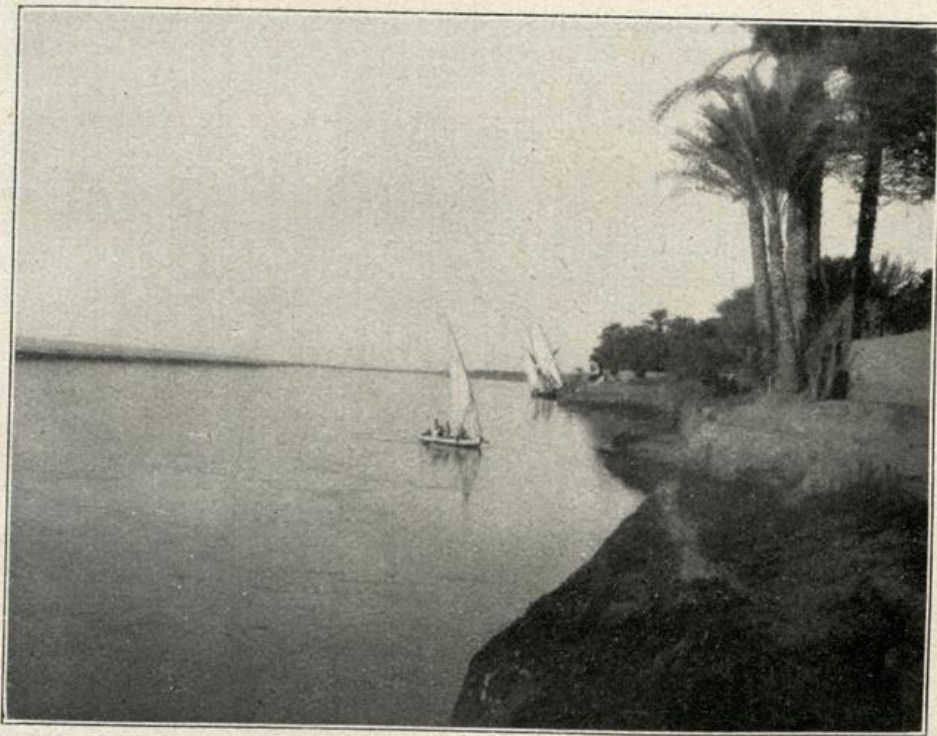
denen die einzelnen Pharaonen ihre Großtaten mit bombastischen Phrasen in Hieroglyphenschrift und mit prahlerischen Bildwerken erzählen. Die Berichte über die Kämpfe in Syrien und Palästina mit den Listen der eroberten Städte geben wichtige Aufschlüsse über das alte Kanaan.

Neben dem Tempel lag ein heiliger See, worauf die heilige Barke mit dem Götterbild umhergefahren wurde. Zwischen einer Allee von steinernen Widderfiguren führt ein Weg zum Nilufer hin. Von dort her zog bei feierlichen Anlässen die große Prozession in den Tempel ein, durch die Säulenhallen und Gänge und Höfe hindurch bis zur Götterzelle im Hintergrund, dem Allerheiligsten, wo die heilige Barke niedergestellt wurde. Nur dem Pharaon und der Priesterschaft waren die heiligen Räume zugänglich. Oft war mit der Prozession eine Fahrt auf dem Nil verbunden, eine „Gottestracht“, wie sie auch das Christentum in der Verherrlichung des wahren Gottes kennt. Tutanchamon rühmt sich unter anderm, daß er die heiligen Barken für diese Prozession auf dem Wasser habe herstellen lassen.

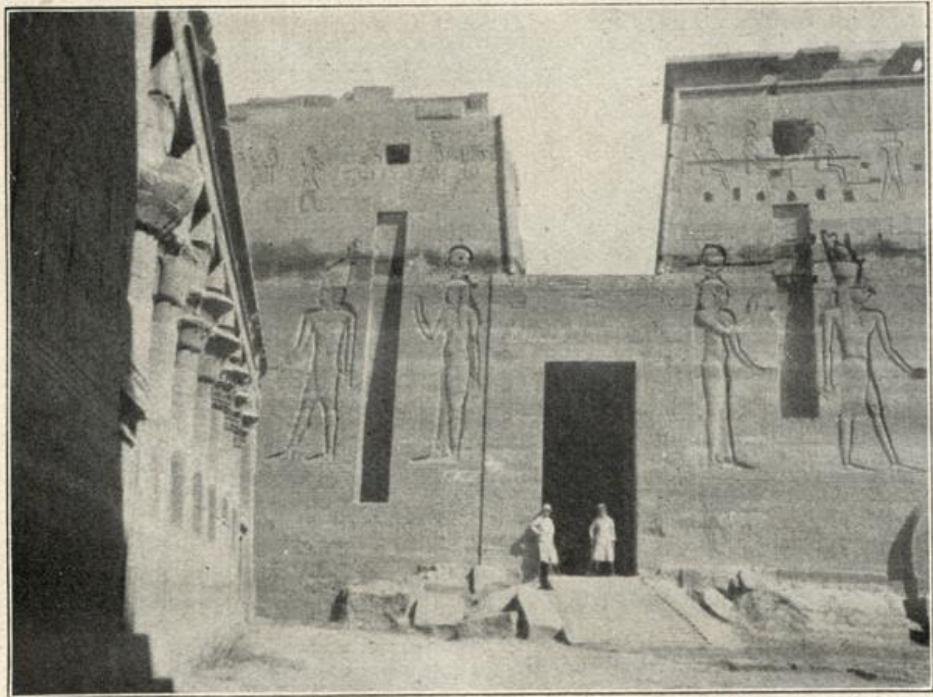
Thebens herrlichste Zeit und Amons höchste Macht ist zugleich die Blütezeit des Pharaonenreiches überhaupt. Sie liegt unter der 18.—20. Dynastie. Einmal allerdings schwebten dunkle Wolken über der Residenzstadt und ihren Tempeln, damals, als Amenophis IV. den Kampf mit der übermächtigen Priesterschaft des Amon aufnahm, den Kult des Aton einführte und die Residenz nordwärts nach Amarna verlegte. Das war eine reformatorische Tat, deren Auswirkung das Geschick Ägyptens auf neue Bahnen gelenkt hätte, wenn nicht die Amonspriester des bedrohten Heiligtums von Theben mit rücksichtslosem Eifer die Gegenreformation betrieben hätten. Sie zwangen Tutanchaton zum Ablegen dieses Namens und zur Änderung in Tutanchamon, zwangen ihn auch zur Rückkehr von Amarna, der „Stadt des Horizontes des Aton“, nach Theben, der Stadt des großen Amon. Und doch steckten in den reformatorischen Gedanken Echnatons (= Amenophis IV.) edle Keime, sodaß ein guter Kenner Ägyptens, Fl. Petrie, behauptet: „Noch nie gab es eine so bedeutende Theologie in der Welt, so weit wir zurückblicken; sie ist der Vorläufer der späteren monotheistischen Religionen“. Man kann Echnaton den tiefsten Denker unter den Pharaonen nennen. Mancher Satz aus seiner Lehre über Aton mutet uns an wie eine Stelle aus der Bibel. Aton ist nicht mehr die Sonnenscheibe, als die ihn frühere Geschlechter in Ägypten verehrt hatten, auch nicht einer von den vielen Göttern des ägyptischen Olympos, sondern der alleinige Gott, die letzte Kraft, die hinter allen Wesen steht, der Vater der Schöpfung. Aton ist „sehr reich an Liebe“, nicht nur gegen die Menschen, auch gegen die Tiere und Pflanzen. „Alle Blumen blühen, was auf der Erde wächst, gedeiht bei deinem Erscheinen, o Aton. Sie trinken die Fülle vor seinem Angesicht; jedes



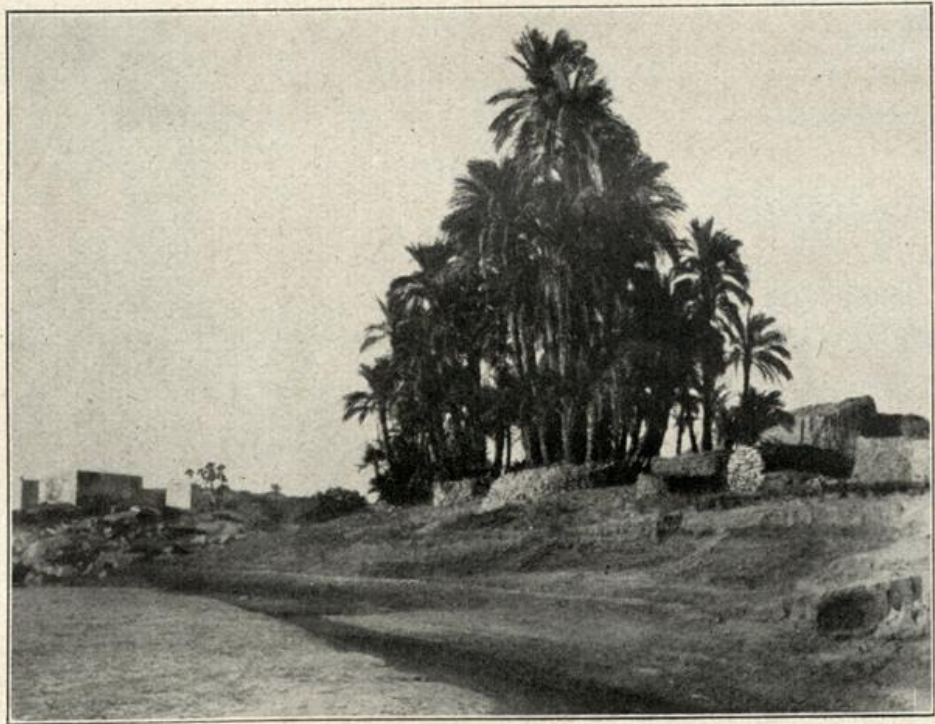
Widdersphinxe vor dem Amonstempel zu Karnak (S. 223)



Im Segelboot auf dem Nil (S. 240)



Isistempel auf der Insel Philä (S. 237)



Dumbattelpalme auf der Nilinsel Elephantine (S. 239)

Bieh hüpfte auf seinen Füßen, die Vögel im Neste flogen voller Freude auf, und ihre Flügel, die geschlossen waren, schlugen rasch, um den lebenden Aton zu preisen.“ Aton achtet darauf, „wenn das Rücken in der Eierschale schreit“, er gibt ihm Leben voller Freude, daß es „piept, soviel es kann“, wenn es ausgekrochen ist (Nach A. Weigall und E. Rees, Achnaton S. 69).

Wer solche Klänge vernimmt, wie wir sie aus den Psalmen und der Bergpredigt kennen, möchte bedauern, daß Aton so rasch dem Amon von Theben weichen mußte, und daß Achnatons Reform der ägyptischen Religion am Widerstand der Amonspriester gescheitert ist. Der junge Pharao hat dabei, ohne es zu ahnen, an das Ursprüngliche jeder Religion angeknüpft. Seine Tat war eine wirkliche Erneuerung des ältesten Glaubens der Menschheit, nicht bloß ein Vorausahnen der kommenden Entwicklung. Ist doch der Glaube an einen einzigen Gott die Urform der Menschheitsreligion, nicht aber die Vielgötterei, aus der sich nach und nach der Monotheismus entwickelt hätte.

Ein Ritt ins Tal der Königsgräber.

Theben, die hunderttorige Stadt des Amon und Residenz der lebenden Pharaonen, hatte auf dem gegenüberliegenden Nilufer eine Schwesterstadt, eine Totenstadt, in der die verstorbenen Könige, ihre Hofbeamten und auch kleine Leute beigesetzt wurden. Der älteste Teil dieser Totenstadt lag gerade dem großen Amontempel gegenüber und trug darum den Namen „Gegenüber ihrem Herrn“. Wir verbanden den Besuch der Totenstadt und ihrer Tempel mit einem Ritt ins Tal der Königsgräber, das in stiller Abgeschiedenheit einen der sehenswertesten „Friedhöfe“ umschließt und durch die Entdeckung des Grabes Tutanchamons neue Berühmtheit erlangt hat.

Früh am Morgen brachte uns eine Segelbarke über den etwa anderthalb Kilometer breiten, träg dahinströmenden Nil. Die Steuerleute der großen Nildampfer müssen den Wasserlauf genau kennen; denn an verschiedenen Stellen schauen breite Sandbänke aus der braunen Flut hervor. Am andern Ufer sollten gegenüber Luxor die Treiber mit den Reittieren auf uns warten. Weil aber niemand zu sehen war, fuhren wir etwa eine Stunde flußaufwärts dem Westufer entlang. Bei der Windstille nutzte das Segel wenig; das Rudern war beschwerlich. Der jüngere der beiden Eingeborenen watete deshalb ans Ufer und zog an einem langen Tau die Barke vorwärts, so wie ehemals an der Saar und Mosel die Rähne auf dem Leinpfad gezogen wurden. Der andere half mit einer langen Stange nach.

Auf den Feldern waren die Fellachen fleißig an der Arbeit. In kurzen Abständen lösten sich die Ziehbrunnen ab. Kräftige, kupferbraune Männergestalten schöpften das Wasser aus dem Fluß in die Bewässerungsanlagen. Im weichen Schlamm Boden wurden bis hart

an den Fluß junge Tomatenpflanzen eingesteckt. Üppig grünten die Maisfelder. Auf dem Ostufer ragten die Tempel von Luxor und Karnak über das Laubwerk der Palmen und Johannesbrotbäume und über die Häuser der Fremdenstadt empor.

Endlich hatten wir die Stelle erreicht, wo die trefflichen Esel von Luxor auf uns warteten. Sie verdienen das Beiwort; denn sie gelten als die besten Reittiere in Ägypten. Und wirklich merkten wir bald, daß sie ihren Kameraden in Palästina in jeder Hinsicht überlegen waren. Aber auch die Treiber unterschieden sich durch Schlaueit und Gerissenheit von ihren gutmütigen Kollegen jenseits des Suezkanals. Freudig klatschten sie in die Hände, als sie herausbekamen, daß drei Deutsche unter uns waren. Wahrscheinlich wußten sie aus der Zeit vor dem Kriege, daß diese Gäste am wenigsten widerstandsfähig sind beim Herausschlagen von Backschisch. Schon nach einer halben Stunde hatte mir mein Bursche alle Empfehlungsschreiben und die lobenden Anerkennungen seiner eigenen Tüchtigkeit und der Vorzüge seines Esels durch deutsche, englische und amerikanische Besucher Thebens in Originalschrift unterbreitet. Er hatte sich ein Sammelheft dafür angelegt, fand es aber gar nicht liebenswürdig von mir, daß ich nicht gleich eine Fortführung seines Heldenbuches zusagte, sondern warten wollte bis zum Schluß unserer Bekanntschaft.

Der Weg führte zuerst an einem tiefen Kanal entlang, der zur Bewässerung des Ackerlandes dient. Da gab es noch ein wenig Schatten. Dann aber bog der Weg links ab, und nachdem wir Medinet Habu hinter uns hatten und das Bewässerungsgebiet aufhörte, waren wir schutzlos den sengenden Pfeilen des Sonnengottes preisgegeben. Trotz der Hitze von mehr als 40 Grad Celsius liefen die Tiere dauernd in leichtem Trab. Überall waren Schutthügel als Zeugen des Suchens nach vergessenen Gräbern mit lockenden Schätzen zu sehen. Meilenweit dehnt sich das Gebiet der alten Totenstadt aus.

Dann nahm uns das Tal der Königgräber auf. Kein Baum, kein Strauch, kein Pflanzenwuchs, nur Felsen, Sand und Geröll. Darüber ein klarblauer Himmel, flimmernd im Sonnenbrand. Das Tal wird enger und romantischer, je tiefer es ins Gebirge hineinführt. Vieles erinnert an die schauerliche Einsamkeit der Wüste zwischen Jerusalem und Jericho. Um die Zeit abzukürzen, begannen die Treiber ihre Volkstänze aufzuführen. Wir sangen den Rehrvers mit und bewunderten die Ausdauer der Burschen, denen die Hitze weniger zusetzte als uns.

Nicht mehr weit vom Ziel teilt sich das Tal in einen östlichen und westlichen Arm. Letzterer endigt in einem Kessel, den steile Felswände umschließen. Im Hintergrund ragt „das Horn“, ein pyramidenförmiger Gipfel, empor. Ob er nicht den Anlaß dazu gegeben hat, daß die Pharaonen gerade diesen Talkessel zur Anlage ihrer Gräber auswählten? So brauchten sie keine künstlichen Pyramiden zu bauen und

ruhten doch unter einer gewaltigen, von der Natur selbst aufgetürmten Pyramide. Um so größere Sorgfalt konnten sie auf die Ausschmückung der unterirdischen Paläste verwenden. Was darin geleistet worden ist, macht das Tal der Königsgräber für alle Zeiten zu einem der wichtigsten Zeugen altägyptischer Kultur.

Wir hatten nicht den Ehrgeiz, lediglich die Stätte der neuesten Sensation, das Grab Tutanchamons gesehen zu haben und dann nach Luxor zurückzukehren. Darum gingen wir zunächst daran vorbei, um die größeren und als Gräber lehrreicheren Ruhestätten der Pharaonen Thutmosis III., Sethos I., Amenophis II., Ramses III. und Ramses IV. zu besichtigen. Thutmosis I. hatte mit der Neuerung begonnen, in dem weltabgeschiedenen Tal der Lybischen Wüste sein Grab bauen zu lassen, still und unauffällig. Seinem Beispiel folgten die nach ihm regierenden Pharaonen jahrhundertlang. „Es reihte sich allmählich in dem einsamen Talkessel Biban el-Muluk Grab an Grab. Als der römische Geograph Strabo unter der Regierung des Augustus Ägypten bereiste, konnte er von etwa vierzig in Höhlen ausgehauenen, herrlich zugerichteten und sehenswerten Königsgräbern berichten, von denen der größte Teil jetzt wieder aufgefunden worden ist“ (Steindorff).

Jedes Grab ist in der Anlage von dem andern verschieden, wenn auch die Grundidee die gleiche bleibt. Ein breiter und hoher Gang führt von der Eingangstüre schräg zur Tiefe hinab. Beim Grabe Thutmosis' III. ist er ungefähr 20 Meter lang und mündet in einem Schacht, der senkrecht etwa sechs Meter tiefer in die Erde führt. Er sollte den Dieben das Plündern des Grabes verwehren. Heute ist eine bequeme Treppe eingebaut. Vom Fuße des Schachtes gelangt man in einen prachtvollen Saal. Zwei Pfeiler stützen die Decke. An den Wänden prangen 741 Darstellungen ägyptischer Gottheiten. Aus diesem Saal führt ein niedriger Gang mit Stufen zum Hauptsaal. In ihm stand der Sarkophag mit der Mumie des Pharaos. Der Wandschmuck ist noch prächtiger als in dem vordern Saal. Vier kleinere Nebengemächer bargen die Grabschätze und Vorräte, damit dem Toten auch im Jenseits nichts abgehe.

In den schönsten Gräbern beginnt der Bilderschmuck gleich beim Eingang und wird um so herrlicher, je näher man dem toten König kommt. Tausende von Figuren sind durch Künstlerhand entweder als Reliefbilder in den Wandverputz hineingearbeitet oder freskenartig gemalt. Als Farben herrschen Schwarz und Rot vor. Dazwischen sind die Flächen mit Hieroglyphentexten überfät. Besonders in den Gräbern Amenophis' II., Sethos' I. und Ramses' III. haben die Farben eine entzückende Frische bewahrt.

Das Gericht über Gute und Böse, die Verherrlichung des Königs in der andern Welt, seine Aufnahme in den Kreis der Götter werden in immer wiederkehrenden, oft phantastischen, oft tiefsinnigen Darstellungen geschildert. Ohnmächtig müssen die Ungeheuer des Jenseits, die dem

Verstorbenen den Zutritt zum Reiche der Glorie wehren wollen, zurückweichen. Ein schützender Gott weist sie in die Schranken. Und da nach ägyptischem Glauben der Mensch auch noch im Jenseits menschliche Feinde hat, werden diese in langen Reihen der großen Schlange gefesselt vorgeführt und von ihr verschlungen. Der König aber ist wie die Sonne. Draußen vor dem Eingang zum Grabe ist der Sonnenuntergang dargestellt, das Erlöschen des irdischen Lebenslichtes im Tode. Drinnen jedoch leuchtet die Sonne in neuer Pracht auf, nachdem im Bilde des Sonnengottes und des heiligen Käfers, des Skarabäus, die Umwandlung des menschlichen Wesens angedeutet worden ist.

Die Himmelsgöttin steht mit ihren Füßen vorn beim Eingangstor. Ihr Leib zieht sich wie ein langes Band an der Decke hin bis zur Grabkammer, wo ihr sonnengekröntes Haupt über dem Sarkophag den Sieg des Lichtreiches über die Finsternis verkündet. Immer wieder erscheint auf den Bildwerken der Gänge, der Seitengemächer und Haupthallen die Gestalt des Königs, wie ihm ein Gott das Zeichen des ewigen Lebens reicht. Zwar hat das Zusammentreffen keine innern Gründe, aber es ist eigentümlich, daß gerade in diesem Symbol das Zeichen des Kreuzes Verwendung gefunden hat.

Es ist schon viel über den ägyptischen Jenseitsglauben, wie er sich im „Totenbuch“, auf den Tempelmauern und vor allem auf den Bildern und Texten der Gräber bekundet, geschrieben worden. Da sind so viele Anklänge an alttestamentliche und christliche Vorstellungen zu vernehmen, daß nur Voreingenommenheit ein Nachwirken der Uroffenbarung leugnen könnte. Auf diesen ältesten Urkunden hat der Glaube der Menschheit an das Jenseits sich ein nicht zu übersehendes Denkmal gesetzt. Nicht bloß das Fortleben des Menschen als eigne Persönlichkeit in einer andern Welt wird da gelehrt. Wer das bestreiten wollte, stände in Ägypten auf Schritt und Tritt vor unlösbaren Rätseln. Der alte Ägypter kennt auch eine Vergeltung von Gut und Böse, ein Gericht über die einzelne Seele, ja sogar eine Läuterung, eine Art Fegfeuer, worin die Seele von den letzten Makeln des Erdenlebens gereinigt wird, ehe sie Aufnahme in die Gemeinschaft der Seligen findet. Die ägyptische Jenseitslehre enthält ähnlich wie die ägyptische Gotteserkenntnis wertvolle Bestandteile der wahren Religion. Gerade im Totenbuch der Ägypter steht der fast biblisch klingende Satz von dem Gotte Re:

„Ich bin der große Gott, der aus sich selber ward, der Schöpfer seines Namens, des Götterkreises Herr, den keiner verdrängt unter den Göttern.“

Wie der Ägypter sich im Diesseits der steten Verantwortung vor den Göttern bewußt blieb, wie also nicht bloß seine Dogmatik, sondern auch seine Moral auf den Gottesglauben gegründet war, so wußte er auch, daß er einmal vor dem allsehenden Richter ein gerechtes Urteil über sein Erdenleben erwarten müsse. In vielen Bildern sieht man dieses

Gericht nach dem Tode dargestellt. Da erscheint der Verstorbene vor Osiris, um sich dem Gerichte zu unterwerfen in der „Halle der zweifachen Gerechtigkeit“. Demütig begrüßt er den Gott und bekennt dann vor den 42 Totenrichtern, von denen Osiris umgeben ist, was er im Leben getan hat. Meist ist das Bekenntnis eine Aufzählung dessen, was der Verstorbene sich nicht hat zuschulden kommen lassen. Er beteuert z. B.: Ich habe niemand getötet, habe die Lüge nicht gekannt, habe die Ehe nicht gebrochen, war nicht hart gegen meine Untergebenen, war ehrlich im Handel, habe niemand verleumdet. Jeden der 42 Richter nennt er mit Namen und versichert seine Unschuld in 42 Punkten. Doch das genügt nicht. Das Herz des Verstorbenen wird auf eine Wage gelegt. Ein Bild der Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit liegt auf der andern Schale. Der schakalköpfige Totengott Anubis prüft genau das Ergebnis, während Thout, der Sekretär der Götter, mit Tafel und Griffel seines Amtes waltet und alles sorgfältig aufschreibt. Die schreckhafte Gestalt des „Totenfressers“ sitzt daneben, aus Krokodil, Löwe und Nilpferd zusammengewachsen, und lauert auf den Augenblick, wo er den Toten verschlingen darf, wenn das Gericht ungünstig ausgeht. In zitternder Angst steht der Verstorbene da und macht sich Mut durch Gebete. Wird er freigesprochen, so führt ihn Horus, das Sonnenkind, vor den Thron seines Vaters Osiris, wo der Gerettete in jubelnde Dankesworte ausbricht. Darauf werden im Bad der Läuterung die kleinen Fehler getilgt, und der Übergang aus der Nacht des Todes zum neuen Tag des ewigen Lebens kann stattfinden.

Die Anklänge christlicher Vorstellungen über das besondere Gericht der Menschenseele und ihr Schicksal nach dem Tode an die Darstellungen in den ägyptischen Königsgräbern und im Totenbuch der alten Ägypter werden wohl nirgends so deutlich vernehmbar wie im Offertorium unserer Totenmesse. Jeder, der dieses christliche Gebet verrichtet, wird überrascht sein von der Fülle bildhafter Ausdrücke und Wendungen, in denen wir zu Christus, dem König der Herrlichkeit, flehen, daß er die Seelen der verstorbenen Gläubigen befreien möge von den Höllenstrafen und vom tiefen Abgrund, daß er sie rette aus dem Rachen des Löwen, daß die Tiefe sie nicht verschlinge, daß sie nicht in die Finsternis stürzen. Vielmehr soll der Bannerträger, der hl. Michael, sie zum heiligen Lichte hingleiten, das dem Abraham und seinen Nachkommen verheißen ist. Daneben halte man, wie der Ägypter sich an Osiris, den König der Unterwelt, wendet, um Erbarmen im Gerichte zu finden, wie da das Ungeheuer sitzt, der „Totenfresser“, um den Toten zu verschlingen, wie Horus, der Göttersohn, die freigesprochene Seele zum Lichte führt. Wer bei diesen äußeren Ähnlichkeiten stehen bleibt, möchte eine Abhängigkeit der jüngeren Vorstellungen von den ältern, der christlichen von den heidnischen vermuten. Indes beweist die äußere Ähnlichkeit, so auffallend sie auch scheinen mag, noch keine innere Verknüpfung, von der Uroffen-

barung abgesehen. Gerade auf dem Gebiete der Jenseitslehre sind wir Menschen auf bildhafte Bezeichnungen angewiesen, um uns überhaupt eine Vorstellung davon machen zu können. Da ist es begreiflich, daß die ersten christlichen Generationen im Orient, von wo das Christentum zu uns kam, zur Veranschaulichung der Geheimnisse der andern Welt solche Bilder wählten, die in ihrem Gesichtskreis lagen.

Zu Vergleichen mit christlichen Gedanken regt auch die Überzeugung der alten Ägypter an, daß die Hinterbliebenen noch Pflichten der Dankbarkeit gegen die Toten hatten, an hohen Festen zu den Gräbern pilgerten und durch Opfer den Verstorbenen eine Freude machten. Sogar der Glaube an einen guten Schutzgeist, unserm Schutzengel vergleichbar, gab dem Lebenden und Verstorbenen besondere Zuversicht. Dieser Schutzgeist bleibt im ganzen Leben mit dem Menschen verbunden, stärkt die Seele im Jenseits und schützt sie vor ihren Widersachern.

Es ist schwer, ein abgerundetes Bild der gesamten Jenseitsvorstellungen der Ägypter zu zeichnen. Aber aus dem Wandschmuck der Königsgräber, aus den Hieroglyphentexten, aus dem Buch „Von dem, was in der Unterwelt ist“ und andern Schriften mit Illustrationen läßt sich trotz aller phantastischen Beigaben manches wertvolle Mosaiksteinchen gewinnen.

Im Grabe Amenophis' II. hat man die Mumie des Königs in ihrem Sarkophag ruhen lassen. Nur die Bänder und Tücher sind soweit gelöst, daß die Leiche sichtbar wird. Der Schrein ist mit Blumen und Girlanden geziert. Die Grabkammer selbst ist ein Muster im Bildschmuck, vor allem die Decke. Aber nirgendwo empfand ich so stark, wie kalt und wenig rücksichtsvoll unsere Zeit gegenüber der Majestät des Todes geworden ist. Um die Gräber der Pharaonen zu durchforschen, setzen wir uns über das hinweg, was all diese Herrlichkeiten geschaffen hat. Einst hat man in langer und mühevoller Arbeit das Felsgestein bis tief ins Innere des Berges gesprengt und alles aufgeboten, um die unterirdische Wohnung des toten Königs geziemend auszustatten. Man hat den schweren Steinsarkophag durch tiefe Schächte bis in die Grabkammer hineingeschafft, hat dort den Toten beigesetzt inmitten seiner getreuen Diener, die ihn auf den Bildern der Wände umgeben, und inmitten der Göttergestalten, die ihm das Zeichen des ewigen Lebens reichen. Dann ist der Zugang verschüttet worden, damit der Pharao für alle Zeiten vor jeder Störung bewahrt bleibe. Doch die Wünsche der Toten gelten uns weniger als das Bestreben, Einblick in die Denkmäler der Vergangenheit zu gewinnen, auch wenn es Grabmäler sind. Nun genießt der Pharao im Grabe nicht einmal das Privileg des letzten seiner Untertanen. Täglich kommen fremde Menschen aus aller Herren Länder und betrachten mit neugierigen Augen die 3300 Jahre alte Leiche. Sie staunen und sind begeistert. Vielleicht auch lächelt mancher über jene weit zurückliegende Zeit, die so fest an ein Jenseits glaubte und für diesen Glauben so große Opfer gebracht hat.

Nachdem wir uns an all den Herrlichkeiten der älteren Pharaonengräber müde geschaut hatten, kehrten wir zum jüngst entdeckten zurück, zum Grabe Tutanchamons. Es liegt gleich am Eingang des Talkessels. Etwas höher hat links davon Ramses VI. etwa 200 Jahre nach der Beisetzung Tutanchamons sein prunkvolles Grab anlegen lassen und dabei den Zugang zur Ruhestätte des jugendlichen Pharaos mit hohen Schuttmassen überhäuft. Dem verdankt die Nachwelt das Verborgenbleiben dieses nun auf einmal so berühmt gewordenen Königsgrabes. Wären die kostbaren Grabschätze und der Sarkophag mit der Mumie nicht mehr darin gewesen, so hätte die Entdeckung des Grabes wenig zu bedeuten gehabt. In seiner Anlage und Ausschmückung bleibt es nämlich weit hinter andern Gräbern zurück.

Als wir zum Eingang kamen, erklärte der Wachtposten, der Zutritt sei streng verboten. Darauf ließ unser Führer, selbst Mitglied der Akademie von Kairo, dem Leiter der Ausgrabungen seine Karte in das Grab bringen, worauf dieser sofort erschien und persönlich über den Stand der Durchforschung berichtete. Nach sorgfältigster Vorbereitung hatte man gerade begonnen, den Sarg Tutanchamons in der Grabkammer zu heben, um feststellen zu können, was er enthalte. Der innerste Schrein war freigelegt worden, aber noch hatte kein Menschenauge seit 3000 Jahren die Mumie gesehen. Jede Erschütterung mußte vermieden werden, um nichts zu beschädigen. Auf dem reichverzierten Mumien-schrein lag noch ein Blumenstrauß. Eine besonders treue Seele hatte ihn wohl als letzten Abschiedsgruß hingelegt, ehe der zweite Schrein verschlossen wurde. Ob es die junge Königin war, die dann so bald sich nach einem neuen Gemahl umsah, damit der Thron nicht an einen andern falle? Feine Gewebe, vom Alter gebräunt, umhüllten den Toten. Einige Tage später meldete die Presse aller Welt, daß die Leiche Tutanchamons gefunden sei und daß der sie umschließende Schrein an Kostbarkeit alle früheren Funde übertreffe.

Beim Rückweg wollten wir nicht nochmals das Tal der Königsgräber seiner ganzen Länge nach durchreiten. Wir stiegen deshalb an den steilen Wänden des Kessels empor, um auf dem „Bergpfad“ über den Kamm hinweg nach Der el-bahari zu gelangen. Der Weg ist näher und abwechslungsreicher. Die trefflichen Reittiere warteten oben auf uns. Aber ehe wir aufsitzen konnten, nötigten uns die geschäftstüchtigen Treiber gegen entsprechende Preise ihre „Limonade“ als Erfrischung auf. Der Genuß des widerlich warmen Zucker- und Sodawassers war jedoch eher eine Qual als ein Genuß. Zwischen den Steinen lagen am Boden viele Blechkapseln der Flaschenverschlüsse und bewiesen uns, daß andere vor uns ein gleiches Geschick getroffen hatte.

Von der Höhe des Bergpfades überschaut das Auge weithin das Niltal und die zahlreichen Reste der alten Pharaonenresidenz. An einigen Stellen fallen die Felsen links oder rechts vom schmalen Pfad so steil

und tief hinab, daß einem beim Ritt die Freude an der näheren und weiteren Umgebung ein wenig getrübt werden könnte, wenn die Tiere nicht mit einer so staunenswerten Geschicklichkeit und Sicherheit alle Hindernisse überwänden. Ebenso staunenswert, aber weniger angenehm ist die Schlaueit der Führer, mit der sie immer neuen Anlaß finden, ein Trinkgeld herauszuschlagen. Als wir uns bei dem steilen Abstieg dem prachtvollen Tempel der Hatschepsut näherten, gesellten sich die unausftehlichen Händler mit „Alttertümern“ hinzu. Weder mit Schimpfen noch mit höflicher Ablehnung ließen sie sich abweisen. Einer bot mir einen ganzen Arm von einer menschlichen Mumie zum Kauf an. Als ich ihn fragte, wie ich denn ein so großes „Andenken“ auf der Reise mitnehmen sollte, zog er eine braune Kinderhand aus seiner Tasche hervor, weil die sich leichter im Gepäck unterbringen lasse. Und da ich immer noch nicht kaufen wollte, beteuerte der Schwindler, die Hand stamme aus dem Grabe Tutanchamons. Auf dieser Lüge festgelegt, gab er den Versuch, mit Menschengliedern ein Geschäft zu machen, auf und begann sein Glück mit kleinen Isisfiguren und Skarabäen zu erproben. Alles wurde natürlich als „ganz alt“, „sicher echt“ angepriesen, bis ich ihm erklärte: „Ganz neu, certainly made in Germany“. Da war er zuerst verduzt ob meiner Sachkenntnisse in seinem Fach; dann aber begann er zu schimpfen darüber, daß ich ihm solche Unehrllichkeit zutraute; zuletzt gab er den Kampf als aussichtslos auf und wandte sich zu einem Kollegen, um diesen mit seinen Schätzen zu beglücken. Aber auch da hatte er keinen Erfolg.

Es gibt in der Tat Fabriken zur Herstellung ägyptischer Alttertümer, und verschiedene Arten von Andenken werden durch die Händler kistenweise aus dem Ausland bezogen. Zur Warnung seiner Landsleute hat der deutsche Konsul von Luxor ein kleines, höchst lehrreiches Museum eingerichtet. Auf der einen Seite sind die echten, auf der andern die nachgemachten Gegenstände zu sehen. Die Ähnlichkeit ist so täuschend, daß schon Fachleute hereingefallen sind.

Die energische Pharaonin Hatschepsut hat in dem halbkreisförmigen Kessel, wo das Gebirge zur Ebene abfällt, einen herrlichen Tempel gebaut. Die Terrassen und Vorhöfe, die Säulengänge und Hallen passen sich äußerst geschickt dem Gelände an. Manche Forscher wollen in dieser Frau die Königstochter wiedererkennen, die den kleinen Moses aus dem Wasser rettete und am Königshofe erziehen ließ. Bei ihrem Tempel siedelten sich in christlicher Zeit Mönche an. Davon trägt der Bezirk heute den Namen „Der el-bahari“, Kloster des Nordens.

Von Der el-bahari gelangt man am Gräberhügel von Schech-Abd-Kurna vorbei in südwestlicher Richtung zur Ebene und weiter zum angebauten Ackerland. Das ganze Gebiet war einst übersät mit prunkvollen Tempeln und Palästen der 18. Dynastie. Was noch steht, legt beredtes Zeugnis für das Können der Baumeister und Künstler jener

Blütezeit Ägyptens ab. Das mächtige Rameffeum ragt weithin über die Ebene. Wir ließen die Tiere im Schatten eines der besterhaltenen Tempel etwas rasten und suchten selbst im Innern des Heiligtums Schutz vor der sengenden Sonnenglut.

Riesenhafte Darstellungen feiern die Siege und Großtaten des Königs. Dabei verraten zahlreiche Spuren eine Sitte ägyptischer Geschichtsfälschung, der man auch sonstwo in den Tempeln und Denkmälern begegnet. Hatte ein Herrscher durch Standbilder und Reliefschmuck auf den Wandflächen seinen Namen in Stein verewigt, so machten sich die feindseligen Nachfolger die Sache leichter, indem sie den Namen des mißliebigen Vorgängers wegmeißeln und durch den eigenen ersetzen ließen. An der Tiefe der Namenszeichen ist die Änderung leicht zu erkennen.

Wir schritten durch die Hallen und Pylonen und bewunderten den Reichtum der Bildwerke und die Wucht der Architektur. Auf einer Wand erzählt der Pharao stolz seinen Sieg über die feindlichen Miereten. Hatten sich doch die Länder und Völker bis zu den entfernten Inseln des Mittelmeeres gegen das verhaßte Ägypten zusammengeschlossen, um sein Joch abzuschütteln und seine Macht zu brechen. Die Typen der verschiedenen Rassen sind fein getroffen. Es waren gerade die Tage, da in Europa alle Blätter den „Geist von Locarno“ priesen oder in die Unterwelt wünschten, als wir uns vor diesem dreitausendjährigen Bild allerlei Gedanken über alte und neue Siegesdenkmäler, über alte und neue Völkerbünde machten. Dann ließen wir uns auf dem Sockel zweier fagenköpfigen Göttinnenbilder friedlich nieder und packten die Vorräte aus, die uns der treusorgende deutsche Wirt vom „Hotel Thebes“ zu Luksor auf einem Wagen herübergeschickt hatte. Mit deutscher Gründlichkeit und Sachkenntnis hatte er außer Brot und kaltem Geflügel auch einige Flaschen Mineralwasser und echtes Elberfelder Bier so gut mit Eis und Stroh in einer Blechkanne verpackt, daß alles trotz der Sonnenglut kühl geblieben war. Dieser Imbiß im Schatten eines ägyptischen Tempels, am Fuße der Göttinnenstatuen war ein wahres Göttermahl, wohltuend für Leib und Seele.

Neugestärkt machten wir uns auf den Heimweg. Die Esel waren wieder munter geworden, und es gab köstliche Szenen, wenn der eine oder andere eigene Wege suchen wollte. Von weitem ragten aus dem Überschwemmungsgebiet die zwei Riesenstandbilder Amenophis' III. empor, gewöhnlich schlechthin „die Kolosse“ oder „die Memmonskolosse“ genannt. Die beredten Führer machen zwar den leichtgläubigen Fremden klar, der berühmte Pharao Ramses II. habe sich diese Standbilder errichtet, weil sie glauben, in der fast siebenzigjährigen Regierungszeit dieses Fürsten mit dem leicht zu behaltenden Namen lasse sich alles unterbringen. In Wirklichkeit sind die beiden Kolosse der letzte Rest eines Tempels Amenophis' III. Einst standen sie vor dem Portal dieses

Tempels, wie so viele Statuen kleinern Ausmaßes heute noch an den Pylonen der Tempel stehen. Die Kolosse sind das Wahrzeichen Oberägyptens, wie die Sphing mit den Pyramiden das Wahrzeichen Unterägyptens ist. In majestätischer Ruhe sitzen die Gestalten da, beide denselben Pharao darstellend. Von ihrer Größe mag man sich ein Bild machen, wenn man beachtet, daß der Mittelfinger 1,38 Meter lang ist und die Schulterbreite 6,17 Meter beträgt. Die nördliche Statue ist stärker beschädigt als die südliche und ist in der Geschichte berühmt geworden als die „klagende Statue des Memnon“. Memnon war der Sohn der Eos, der Morgenröte, und des Tithonos. Er hatte im Trojanischen Krieg den Antilochus, den Sohn des Nestor, getötet und war deswegen von Achilles ums Leben gebracht worden. Was gab nun den Anlaß, der alten Statue den Namen des jungen trojanischen Helden beizulegen? Längere Zeit hindurch hatte man beobachtet, daß dieses Standbild beim Sonnenaufgang von selbst zu tönen begann. Die Tatsache der Naturerscheinung ist nicht zu bezweifeln; denn sie ist von zahlreichen Augen- und Ohrenzeugen aus der römischen Kaiserzeit bestätigt. Eine Menge griechischer und lateinischer Inschriften von Nero bis Caracalla bedeckt den untern Teil des Kolosses, darunter auch Verse einer Hofdichterin Hadrians. Die Legende deutete das Tönen der Statue als Klage laut des jungen Helden Memnon. Er begrüßt dadurch am frühen Morgen seine Mutter, die Göttin der Morgenröte. Diese tröstet ihr klagendes Kind durch die Tränen des Morgentaus. Ob das Tönen der Statue damit zusammenhing, daß der in der Nacht abgekühlte Stein bei der raschen Erwärmung durch die Morgensonne in Schwingung geriet, ist heute schwer festzustellen. Seit einer Ausbesserung des Standbildes unter den römischen Kaisern hat nämlich das Klagen des Memnon aufgehört.

Wir vermochten nicht nahe an die Kolosse heranzukommen, weil die Umgebung zur Feldbestellung unter Wasser gesetzt war. Das Nilwasser spielte uns an jenem Nachmittag noch einen bösen Streich. Die Eseltreiber lenkten nämlich die Tiere auf einen andern Weg als am Morgen, und plötzlich standen wir vor einem etwa 30 Meter breiten Kanal. Wollten wir nicht einen weiten Umweg machen und lange auf die Barke warten, mit der wir über den Nil nach Luxor zurückfahren sollten, so blieb uns keine andere Möglichkeit, als durch das ungefähr 1,20 Meter tiefe, braune Schlammwasser des Kanals hindurchzureiten. Auf Pferden wäre das leicht gewesen, aber den Langohren ging das Wasser bis an den Hals, und in dem Bodenschlamm hatten die Tiere keinen Halt. Als wir endlich alle, mehr oder weniger mit Nilwasser getränkt, wohlbehalten drüber waren, begann ein großes Feilschen der Treiber um Bakschisch, wobei sie taten, als hätten sie uns aus großer Gefahr gerettet.

Zwischen den Maisfeldern hindurch und über Ackerland hinweg, das auf neue Überschwemmung und Bestellung harrte, erreichten wir bald das westliche Nilufer, wo die Barke lag. Auf der ganzen Strecke wurde

mein flinker Bursche nicht müde, in einem Englisch, das einem ägyptischen Eselstreiber alle Ehre machte, ein Loblied auf die vorzüglichen Eigenschaften des Esels und seines Treibers zu singen. Ich merkte wohl, was er beabsichtigte, und als das Lied zu Ende war, sagte ich ihm, ich wolle ihm alles glauben, aber mit dem Backschisch sei es nichts mehr, alles Geld sei bereits unterwegs in solchen aufgegangen. Ein Umwenden der Tasche mußte ihn von der Wahrheit überzeugen und vermehrte seine Enttäuschung. Als wir dann die Barke bestiegen und der vielgepriesene Esel mit voller Kraft seine unreine Eselstonleiter heruntersang, wohl aus Freude über das vollbrachte Tagewerk, da gab der Treiber dem Lied ohne Worte eine andere Deutung, indem er vom Ufer herüberrief: „Esel ist unzufrieden, weil du kein Backschisch mehr gegeben hast.“

In Assuan.

Auf der Landkarte erscheint uns Ägypten zwar als langgezogener Streifen, durch den der Nil seine schlammigen Fluten wälzt. Die wirkliche Ausdehnung des eigenartigen Landes bringt einem jedoch erst eine Fahrt bis zu den ersten Katarakten des Stromes zum Bewußtsein. Die Entfernung von Alexandrien bis dorthin beträgt 1211 Kilometer. Am 29. Oktober traten wir die Fahrt von Luxor nach Assuan an.

Alte Kulturstätten wie Edfu, Silsile und Ombos liegen auf der Strecke. Das Landschaftsbild nimmt andere Farben und Linien an. Das Tal wird enger. Bald tritt die Wüste bis dicht an den Fluß heran, bald breiten sich wieder fruchtbare Ackerflächen hüben und drüben aus. Auf den Feldern ist die Baumwollernte noch nicht beendet. Die Felsen werden dunkler, ebenso die Menschen. Schattige Palmenhaine breiten ihr schützendes Dach über die Hütten der Fellachen. Dünne Rauchsäulen steigen vom Herdfeuer auf.

Bei der Ankunft in Assuan mußte die Polizei die neugierigen Eckensteher auseinanderjagen, damit wir zu den Wagen gelangen konnten. Die Stadt ist ein weltbekannter Winterkurort, und da wir bereits Ende Oktober eintrafen, waren wir Erstlingsgäste. In der italienischen Missionsstation fanden wir liebevolle Aufnahme. Die Zahl der ansässigen Katholiken ist sehr gering, aber sie besitzen ein schmuckes Kirchlein, ganz nach italienischem Renaissancemuster gebaut und ausgestattet. Ordensschwestern unterhalten eine höhere Mädchenschule. An dem lebenswürdigen Padre Antonio hatten wir einen guten Führer. Da er seit Jahren seinen Posten innehat, konnte er uns sachkundige Aufschlüsse über Land und Leute geben.

Die Straße vor dem Hause war bald der Sammelplatz der Wagenvermieter und Händler. Alle wollten an den ersten Fremden etwas verdienen. Prächtige Gazellenhörner, Nilpferdpeitschen, bunte Halsketten und noch buntere Strohkörbchen, Fliegenwedel und Spazierstöcke aus Rhinozeroshaut oder Bambus und mancherlei andere Kostbarkeiten

wurden in Menge feilgeboten. Von links und rechts hielten einem die Händler die Sachen unter die Augen oder hängten sie einem an den Arm, wobei das Loblied auf die Güte der Waren, auf den Spottpreis und die Not der Hausierer endlos weiterklang. Wurden 50 Piaster — etwa 10 Mk. — für einen Gegenstand gefordert, so konnte man sicher sein, ihn für 10 Piaster zu erhalten und dennoch hereingefallen zu sein. In einigen Kaufläden waren die Preise ebenso „reell“. Da waren große und kleine Krokodile zu kaufen und was sonst die Fremden als Andenken an Oberägypten begehren.

Die Bevölkerung ist aus den verschiedensten Rassen und Nationen zusammengewürfelt. Vor dem Kriege hatten die großen Hotels vielfach deutsche Direktoren und deutsches Personal. Alle Hautfarben sind vertreten vom weißen Europäer bis zum rabenschwarzen Afrikaner. Menschen von prächtigem Wuchs, würdevoll in ihrer Haltung und geschmeidig in ihren Bewegungen, sind zahlreich unter den Einheimischen zu sehen. Der nubische Typ zeigt sich besonders häufig. Solch einen rasse-reinen „Hausknecht aus Nubierland“ hatte auch das Missionshaus, einen Burschen, dem man trotz aller seiner Streiche nicht gram sein konnte. Er verstand keine Silbe außer seiner Muttersprache, die uns allen fremd war. Mit der größten Liebenswürdigkeit brachte er statt der Kaffeekanne den Salztopf oder warf sonstwie jede mögliche Ordnung durcheinander. Dabei lachte er, daß die blendendweißen Zähne wie Elfenbein in Ebenholz glänzten.

Bei Assuan, mit dem früheren Namen Syene genannt, liegen die ausgedehnten *Steinbrüche*, aus denen fast alle Obelisken und die herrlichen Granitsäulen der alten Tempel im griechisch-römischen Kulturgebiet stammen. Syenit heißt darum diese Steinart. Ein Besuch der Steinbrüche ist äußerst lohnend; denn da gewinnt man eine Vorstellung von der Arbeitsleistung und einfachen Technik der Menschen vor 3000 und mehr Jahren. Nur unendliche Geduld und Ausdauer konnte mit den primitiven Werkzeugen aus diesem stahlharten Gestein so kunstvolle Werke schaffen. Überall zeigen sich die Spuren jener Art des Steinbrechens, mit der die gewaltigen Blöcke wie der Obelisk auf dem Petersplatz zu Rom und so viele anderen aus diesen Felsen von Syene herausgeholt wurden. Zuerst wurde eine etwa handtiefe Rinne in den Felsen gegraben, entsprechend der Größe des zu gewinnenden Blocks. In der Rinne grub man dann in bestimmten Abständen scharfkantige Löcher und trieb trockne Holzkeile in diese hinein. Dann wurde die Rinne mit Wasser gefüllt, die Keile quollen und sprengten dadurch den harten Stein vom Felsen los, ohne den Block selbst zu zertrümmern. Halbfertige Säulentrommeln liegen zahlreich umher. Ein riesenhafter Obelisk ruht noch an der Stelle, wo er gewachsen ist, auf drei Seiten bereits geglättet, aber unten noch mit dem Felsen verbunden. Er ist nicht weniger als 38,5 Meter lang und hat einen Inhalt von über 400 Kubik-

meter. Das Fortbewegen ähnlicher Kolosse und das Aufrichten, ohne daß der Stein zerbrach, zwingt uns sogar in der Zeit des Dampfes und der Elektrizität Achtung vor dem Können der Alten ab.

Von den Steinbrüchen führt ein breiter Weg zum Nilufer. In dem tiefen Sand wußten zwei Pferde nur mühsam den leichten Wagen vorwärts zu bringen. Wieviel Menschen und Tiere mögen da nötig gewesen sein, um die ungeheuren Lasten der Steinriesen zum Nil zu schaffen, wo sie verladen wurden?

Eine Barke brachte uns zur heiligen Insel Philä hinüber, einem wahren Kleinod der Kunstgeschichte und Kultur vergangener Jahrtausende. Es ist dem Untergang geweiht, obschon seine Tempel zu den besterhaltenen in Ägypten zählen. Die Insel liegt nämlich in dem Staubecken der Niltalsperre von Assuan, und wenn sich das Becken füllt, ragen nur noch die Spitzen der Tempel aus dem Wasser. Nach und nach wird der Nil sein Zerstörungswerk vollenden. Die Herrlichkeiten Philäs werden dann nur mehr in Abbildungen zu bewundern sein, wenn nicht der Plan verwirklicht wird, die Tempel abzutragen und anderswo neu erstehen zu lassen.

Wir hatten das Glück, bei so niedrigem Wasserstand die Insel betreten zu können, daß alle Teile zugänglich waren. Unvergleichlich in seiner reizvollen Schlichtheit ist der sogenannte Kiosk, ein kleiner Tempel, der nie fertig geworden ist. Nur auf zwei Feldern der Wandflächen sind die Bilder vollendet, an andern sind nur die Skizzen des Bildhauers zu sehen, und wieder andere stehen noch im rohen Stein da. Das Wasser steigt bis zu den Kapitellen der Säulen. Durch den Nilschlamm haben die Steine eine doppelte Färbung bekommen, was eine ganz neue Raumwirkung hervorruft.

Am Haupttempel der Insel, dem großen Isis tempel, haben rohe Hände viele Skulpturen zerstört. Die Gesamtanlage der Vorhöfe und Tempelräume zeigt unregelmäßige Formen, weil der Baumeister sich dem engen Gelände der kleinen Insel anpassen mußte. Aber gerade dadurch wird der Reiz des Ganzen erhöht. In der südlichen Säulenhalle fallen die feingearbeiteten Kapitelle auf. Sie gehören zu den besten Schöpfungen der Ptolemäerzeit. Wuchtig steigen die Pylonen empor. Die Innenwand der ersten Pforte trägt eine Ruhmesinschrift zur Erinnerung an das siegreiche Vordringen der Truppen Napoleons d. Gr. bis Philä. Über der nächsten Pforte steht der Name des Papstes Gregor XVI., unter dessen Regierung eine Expedition nach Philä kam.

Die Pfeiler und Pforten tragen an vielen Stellen das Zeichen des Kreuzes. In diesem Isis tempel hatte nämlich der Kult der Göttin bis in die Tage des Kaisers Theodosius seine letzte Zufluchtsstätte gefunden und seinen starken Zauber auf die Bewohner des Grenzgebietes zwischen Ägypten und Nubien ausgeübt. Dann drang das Christentum durch, und das Bild der sonnengekrönten Göttin mit dem Zeichen des Lebens

in der Hand mußte dem Kreuze Christi weichen. Philä war vorübergehend Bischofssitz. Wo ehemals die Mysterien der Isis und ihres Brudergemahls Osiris begangen wurden, feierte die christliche Gemeinde das Opfer des Neuen Bundes. Es muß gerade hier ein hartes Ringen gewesen sein, bis das Heidentum erklärte: „Galiläer, du hast gesiegt“. Auf einem Türpfosten sah ich ein kleines Kreuz eingemeißelt und darunter die griechischen Worte: ὁ σταυρὸς ἐνίκησεν, ἀεὶ νικᾷ — das Kreuz siegte, es siegt allzeit.

Vom Dach des Tempels herab genossen wir einen Überblick über die Insel und ihre romantische Umgebung, den südlichsten Punkt unserer Orientfahrt. Dann brachte uns die Barke zu einem der größten Meisterwerke neuzeitlicher Technik, zum Staudamm der Talsperre von Assuan. Ehe er da stand und den wilden Wogen Ruhe gebot, durchtobte der Nil auf dieser Strecke seinen letzten Katarakt. Jetzt ist ein weiter See daraus geworden; aber die mächtigen Felsblöcke, die aus dem Wasser ragen, und die leichten Wirbel in dem sonst glatten Spiegel erinnern an die gebändigte Naturgewalt. Wohl aus alter Gewohnheit stimmten die Ruderer beim Abstoßen von Philä einen kurzen Wechselgesang an und empfahlen sich mit ihrem Fahrzeug dem Schutz des Allerhöchsten und seines Propheten Mohammed, als gelte es noch immer, heil durch die rasenden Stromschnellen hindurchzukommen.

An den Bergen ringsum kennzeichnete ein dunkler Streifen die Höhe des Wasserspiegels bei gefülltem Becken. Je niedriger das Wasser steht, umso gigantischer türmt sich der Damm am Nordende des Sees empor. Die Sperrmauer, aus wuchtigen Granitblöcken gebaut, ist zwei Kilometer lang, am Boden 30, an der Brüstung 11 Meter dick und steigt seit der Vollendung im Jahre 1912 zu einer Höhe von 47 Meter empor. Durch 180 gewaltige Tore kann das Wasser abfließen. Das Staubecken faßt zweieinhalb Milliarden Tonnen Wasser. Am Westende ist ein Hebewerk für die Schifffahrt errichtet worden.

Obgleich nur die untersten Tore geöffnet waren, verursachten die durchströmenden Wogen ein mächtiges Getöse. Die Luft flimmerte in der Sonnenglut. Über die Brüstung der Sperrmauer führt ein Schienenstrang. In kleinen Rollwagen kann sich der Fremde von den Eingeborenen hinüberschieben lassen. Hinter dem schützenden Damm, wo ehemals ödes Geröll und nackte Felsen waren, breitet sich zwischen saftigem Grün unter schattigen Bäumen eine Villenkolonie aus. Die Beamten wohnen darin.

Durch diese Talsperre — sie war bis vor kurzem die größte der Welt — werden nicht nur schädliche Überschwemmungen des zweitgrößten Flusses der Erde vermieden, sondern aus den Vorräten des Staubeckens kann das kostbare Lebenselement Ägyptens je nach Bedarf an die Landwirtschaft abgegeben werden. Der erhöhte Wasserstand ermöglicht wieder

die Speisung alter Kanalsysteme, die lange trocken lagen. Weite Flächen neuen Ackerlandes wurden gewonnen. Auch der begeistertste Kunstfreund und Forscher wird sich mit dem Untergang Philäs und seiner Tempel ausöhnen, wenn ihm der Volkswirtschaftler die Segnungen der Talsperre für das ganze Land in unerbittlichen Zahlen vorrechnet. Am Ende gilt ja auch hier der Satz: „Erst muß man leben, um philosophieren zu können.“

Dem Städtchen Assuan gegenüber liegt im Nil ein reizendes Inselpaar: *Elephantine* und *Utrun*, berühmte Kultstätten des ägyptischen Altertums. Eine Fahrt im Segelboot rings um Elephantine ist ein Genuß seltener Art. Utrun hat heute seinen schönen Namen abgelegt und nennt sich nach dem Bezwinger von Chartum im Mahdistenaufstand „*Lord Kitchener-Insel*“. Die Insel war zuletzt Eigentum des Feldmarschalls. Ihr liebliches Grün scheint schlecht zu passen zu dem kriegerischen Sinn ihres Patrons. Während unser Segelboot lautlos zwischen den beiden Inseln hindurchglitt, klang von Elephantine das heifere Klagen zweier Wasserräder herüber. Sie drehten, von einem Esel in Bewegung gesetzt, das Nilwasser zur Insel empor, um die üppige Flora zu berieseln. Frauen und Mädchen aus den zwei armseligen Inseldörfern hockten auf den Felsen am Ufer und wuschen ihre bunte Wäsche.

Am Süden der Insel stiegen wir aus, um die Ruinen vergangener Herrlichkeit zu studieren. Die Tempel aus den Tagen Thutmosis' III., Amenophis' III. und Alexanders d. Gr. sind nur die Erneuerungen älterer Heiligtümer. Auf Elephantine wurde schon früh der Kataraktengott, der widderköpfige Chnum, verehrt. Eine seiner schönsten Kapellen wurde erst im vorigen Jahrhundert niedergerissen und die Steine als Baumaterial benutzt. Widdermumien wurden in großer Zahl auf der Insel bestattet. Als ein Kollege in den Ruinen herumstöberte, kam eines dieser heiligen Tiergräber mit der Mumie zum Vorschein.

Uns hatten weniger die Ruinen der Heidentempel auf die Insel gelockt, als die Tatsache, daß auf diesem Eilande einst ein Tempel der Diasporajuden gestanden hat, der dem Gott Jahu geweiht war und 410 v. Chr. zerstört wurde. Zwar haben die Ausgrabungen nichts mehr von dem Tempel Jahus zutage fördern können, aber wertvolle Urkunden, die uns über das Leben der jüdischen Diasporagemeinde in der ägyptischen Grenzfestung wichtige Aufschlüsse geben, wurden gefunden. Welche Bedeutung die ägyptische Diaspora für das gesamte Judentum besaß, lehrten uns die in Ägypten entstandene Übertragung des Alten Testaments in die griechische Weltsprache sowie die im Anfang des zweiten Makkabäerbuches stehenden Briefe von Jerusalem „an die jüdischen Brüder in Ägypten“.

Ein alter Inselbewohner beobachtete uns neugierig, als wir in den Schutthügeln umherkrochen. Er schüttelte den Kopf über diese sonderbaren Fremden, die von weither auf seine stille Insel kommen, die

zwischen den zerfallenen Mauern vom durchwühlten Boden bald einen Stein, bald eine Tonscherbe, bald ein Ziegelstück aufheben und prüfen, als ob es Gold und Silber wäre, die dann glücklich sind, wenn sie beim Fortgehen die Taschen voll Steine und Scherben haben.

Heimwärts vom Nil zur Mosel.

Das letzte Ziel unserer Orientfahrt hatten wir in Assuan erreicht. Vieles wäre dazu angetan gewesen, dort einige Zeit von den Strapazen der vorausgegangenen Monate auszuruhen, aber wichtigere Pflichten drängten zur Heimkehr. Eine tiefe Erinnerung grub der letzte Abend uns in die Seele. Auf dem flachen Dach des Missionshauses genossen wir Feierstunden. So mild, wie es nur dort sein kann, wo der Missionar seit fünf Jahren noch keinen Regentag erlebt hat, wehte der Wind durch die Kronen der prächtigen Palmenhaine. Das Mondlicht war so hell, daß sich photographische Aufnahmen machen ließen. Die Sterne glitzerten klar wie bei uns in einer kalten Winternacht. Leise zog der Strom dahin, als sei eine stille Freude über ihn gekommen, daß er nun aus den Bergen heraustreten und seine befruchtenden Fluten über weite Fluren verteilen dürfe. In der Kirche nebenan übten weiche Frauenstimmen den Schwesternchor für das bevorstehende Allerheiligensfest. Als Kinder hatten die Klosterfrauen einst in den Bergdörfern von Toskana und Umbrien, am Arno und Tiber gesungen.

Am letzten Oktober brachte uns die Bahn nach Luxor zurück, wo wir Allerheiligen feiern wollten. Die Gemeinde der lateinischen Katholiken zählt etwa 800 Seelen. Italienische Franziskaner nehmen sich ihrer an und leiten eine Knabenschule, während die Mädchen der Lateiner von Ordensschwestern unterrichtet werden. Die rührige Werbetätigkeit amerikanischer Sekten macht den Katholiken große Sorge. Eine besondere Schwierigkeit der Seelsorge offenbarte sich in der Sitte, das Evangelium beim Hauptgottesdienst in vier Sprachen vorzulesen, damit alle es verstehen.

Auf der Straße war reges Treiben. Hier und da hatten schreibkundige Männer im Schatten eines Baumes ihren Tisch aufgestellt und verfaßten den vom Lande hereingekommenen Fellachen Klageschriften in Rechtsstreitigkeiten oder sonstige Eingaben an die Behörden. Wie sie da saßen oder hockten, erinnerten sie an die Statuen altägyptischer Schreiber im Museum zu Kairo. Vor dem Gerichtsgebäude standen die Männer in Gruppen umher und besprachen die neuesten Vorkommnisse. Ein letzter Besuch in den Ruinen des großen Amonstempels, eine Fahrt im Segelboot auf dem Nil, dann rüsteten wir uns zur mühsamen Dauerfahrt nach dem Delta. Wiederum gab es keine Rettung vor dem alles durchdringenden und alles umhüllenden Staub.

Was war das für ein Labfal, als wir endlich im Jesuitenkolleg zu Kairo dem äußeren Menschen diese Staubhülle herunterwaschen und

den inneren Menschen im munteren Kreise der Patres erfrischen konnten. Im Vergleich mit den ländlich-friedlichen Städtchen Oberägyptens kam uns die Hast und Unrast der Menschen in Kairo, das Geschrei und Gedränge auf seinen Straßen schlimmer vor als beim ersten Aufenthalt. Seitdem die Wagen ohne Pferde laufen, ist es mit der beschaulichen Ruhe auch im Orient vielfach vorbei. Etwas von der Qual des ewigen Juden Ahasver scheint auch dort die Menschen gepackt zu haben.

Die Strecke von Kairo nach Alexandrien, etwa so lang wie von Köln nach Frankfurt, durchläuft das gesegnete Nildelta. Im südlichen Hintergrund verschwimmen nach und nach die Umrisse der Pyramiden. Der Wasserreichtum des Flachlandes mit seinem dichten Kanalnetz verhindert die in Oberägypten so lästige Staubbildung am Bahndamm. Auf den Stationen werden Früchte in Fülle angeboten. Die niedrigen Gewässer des Mareotisees rufen Erinnerungen an rücksichtslose Kriegsführung alter, neuerer und neuester Zeit wach. Das Gelände liegt tiefer als das Mittelländische Meer und zählte zu den fruchtbarsten Gebieten des Nildeltas, bis 1801 die Engländer bei der Belagerung Alexandriens die Dämme durchstachen und die Salzfluten über die Fluren hereinbrechen ließen. Was kümmerte es die Feinde, daß dabei 150 Ortschaften friedlicher Landleute vernichtet wurden.

Alexandria verkündet als Hafenstadt heute noch das Lob des großen Welteroberers aus Mazedonien, der 331 v. Chr. die Stadt an Stelle des unbedeutenden Rhakotis gründete und ihr seinen Namen gab. Ihre Anlage beweist, daß Alexander nicht nur ein Heerführer gewesen ist und daß ihm der Krieg nicht Selbstzweck war. Als dann die Ptolemäer in Alexandria ihre Residenz aufschlugen, brach für Ägypten eine neue Glanzzeit an. Neben Rom und Antiochien errang sich die neue Stadt nicht nur als Handelsplatz, sondern auch als Mittelpunkt des religiösen und wissenschaftlichen Strebens bald Weltruf. Die Bibliotheken Alexandriens hatten ihresgleichen nicht. Arme Studenten und schlechtbesoldete Privatdozenten konnten in den königlichen Bursen unter schlüpfen, wenn die Mittel für teure Speisehäuser nicht ausreichten. Im Serapiskult vereinigte sich griechische Religion mit ägyptischer Frömmigkeit. Die Philosophie eines Philo suchte jüdisches Offenbarungsgut mit hellenistischem Denken zu verschmelzen. Die römischen Feldherren buhlten um die Gunst der schönen Kleopatra, und den Kaisern Roms lag viel daran, wie man in Alexandrien zu ihnen stand.

Das junge Christentum hätte seine Weltmission schlecht verstanden, wenn es nicht bald in der neuen Hauptstadt Ägyptens festen Fuß gefaßt hätte. Aus der Theologenschule von Alexandrien gingen Leuchten der christlichen Lehre hervor. Aber auch der Irrtum wucherte üppig auf dem Boden dieser Metropole. Gnostizismus, Neuplatonismus und Arianismus hatten dort ihre Geburtsstätte oder einen wichtigen Stützpunkt. Daß eine hl. Katharina von Alexandrien in der Legende des Mittelalters

eine so hervorragende Rolle spielte, daß ihr Standbild die Hörsäle der mittelalterlichen Universitäten des Abendlandes zierte, hängt wohl mit der Tatsache zusammen, daß in dieser hl. Jungfrau und Martyrin ein treffendes Symbol für den Sieg der christlichen Wahrheit über den Irrtum gegeben war, ähnlich wie das soldatisch denkende Mittelalter den drachentötenden Ritter Georg verehrte. Alexandriens größter Bischof, der hl. Kirchenlehrer *Athanasius*, hat sich in dem heißen Kampf zwischen Arianismus und rechtgläubigem Christentum unvergängliche Verdienste erworben. Gerade dieser Heilige hat besondere Beziehungen zur Trierer Kirche. Zwischen Trier und dem Orient bestanden damals mancherlei Verbindungen. Bei seinem Freunde, dem Trierer Bischof *Maximinus*, fand der aus Alexandria verbannte Führer der orientalischen Katholiken im Jahre 335 liebevolle Aufnahme. Acht Jahre später haben dann die Arianer zu Philippopol den Trierer Freund ihres stärksten Gegners exkommuniziert, und *Maximinus'* Nachfolger, der hl. *Paulinus von Trier*, mußte nach dem Orient in die Verbannung gehen, weil er *Athanasius* zu verurteilen sich weigerte.

Nur geringe Spuren hat die große Vergangenheit im heutigen Alexandria zurückgelassen. Hat man die hochragende *Pompejus-Säule*, die Katakomben und das Museum gesehen, so hält einen wenig mehr in der Hafenstadt fest. Ihre Bewohner stammen aus aller Herren Länder. Neben der arabischen und griechischen Sprache klingen vor allem italienische Laute ans Ohr. Die höhere Mädchenschule der deutschen *Borromäerinnen* erholt sich wieder von dem schweren Schlag der Kriegsjahre. Im Hotel kamen uns auch wieder deutsche Zeitungen zu Gesicht. Ihre langen Berichte über *Locarno* waren uns Beweise, daß sich die Verwalter des europäischen Bankrotts immer noch nicht einig waren über die Verteilung der Anteile. Wir hatten ja seit vielen Wochen keine Zeitung mehr gelesen und machten nun allerlei Bemerkungen darüber, ob wir dadurch dümmere oder klügere geworden seien.

Das Leben im Hafen war bunt wie ein orientalisches Teppich und laut wie ein abendländischer Jahrmarkt. Auf dem Schiff nahmen wir Abschied von unserm Führer, *Professor Mallon*, dem wir alle so vieles zu verdanken hatten. Er kehrte nach Jerusalem zurück, um weiter an der Errichtung des päpstlichen Bibelinstitutes zu arbeiten. Wer je eine Reise gemeinsam mit andern machte, weiß, was ein guter Führer für das Gelingen der Fahrt bedeutet. Bis zur letzten Minute umschwärmten die Händler jeden Fremden und hätten noch bessere Geschäfte gemacht, wären nicht noch einige Zollschranken zwischen Alexandria und der Heimat gewesen.

Endlich ertönte das Signal zur Abfahrt. Ruhig zog der stark besetzte Dampfer zwischen den kleinen und großen Schiffen des Hafens hindurch aufs weite Meer. Ägyptens Küste verschwindet aus dem Blickfeld. Mit ihr haben wir dem Orient Lebewohl gesagt. Es ist Dienstag

nachmittag. Bis zum Freitag morgen umgibt uns nur Himmel und Wasser. Erst in der Meerenge von Messina taucht wieder Land auf. Wenn wochenlang jede Stunde andere Bilder am Auge vorübergeeilt sind, eines schöner und sehenswerter als das andere, dann tut die äußere Gleichmäßigkeit einer längern Seefahrt doppelt wohl. Eintönig wird sie nur dem, der die Sprache der Meereswogen, ihr leises Plaudern bei ruhiger See und ihr wildes Aufbegehren beim Sturm nicht versteht. Wer aber das Lied ohne Worte aus Wellenschlag, Sonnenschein und Sternenlicht, das leise Piano der leichten Brise und das erschütternde Fortissimo aller Register der Lüfte im Sturm zu deuten weiß, der möchte sogar auf die Abwechslung an Bord verzichten und möglichst allein sein mit sich und dem unendlichen Meer.

Die Fahrgäste des Schiffes waren wie eine Musterkarte von Menschheitstypen. Über die Hälfte kamen sie aus Syrien, wo ihnen der Dru-senaufstand den Boden hatte zu heiß werden lassen. Das Militär war wiederum stark vertreten, Franzosen aus Frankreich und Franzosen aus Afrika. Der Kommandant des von den Drusen so lange belagerten Sueida befand sich darunter. Die Soldaten machten nicht den Eindruck, als habe der Kampf gegen die Drusen ihre Lust am Kriege erhöht. Viele waren drüben krank geworden oder hatten Verwundungen davongetragen. Die Kolonialtruppen, besonders die Spahis, kannte ich als Trierer zur Genüge. Während der Fahrt erstach einer seinen Kameraden nach kurzem Wortwechsel. Als das arme Opfer afrikanischer Heißblütigkeit verblutete und der Mörder gefesselt abgeführt wurde, fragte ich einen Ausländer, der neben mir stand: „Können Sie jetzt begreifen, was wir im Rheinland seit sechs Jahren empfinden, da unsere alten Kulturstätten von solchen Wächtern behütet werden?“ Er schaute mich zweifelnd an; denn er glaubte nicht, daß wir farbige Besatzungstruppen im Lande hätten. Es war eine Szene voll ergreifenden Ernstes, als am folgenden Tage die Leiche des Ermordeten ins Meer gesenkt wurde.

Siziliens Küste kam uns wie Gartenland vor, nachdem wir so oft kahle Berge und Sandwüsten gesehen hatten. Zum Greifen nahe ragte Stromboli aus den Fluten empor. Sein Vulkan war so tätig, daß wir lange an dem erhabenen Schauspiel uns erfreuen konnten, wie bald hier, bald dort aus dem zerrissenen Gipfel dicke Rauchwolken und rote Feuergarben emporstießen, als sei da oben eine unsichtbare Minenwerferabteilung daran, eine Stellung sturmreif zu machen. Bei Korsika ging ein Unwetter los, daß der Sturm, den wir auf der Hinfahrt erlebt hatten, ein Kinderspiel dagegen war. Das Gefühl der Sicherheit auf einem großen Ozeandampfer gestattet es, die erhabene Schönheit eines Seesturmes auszukosten, vorausgesetzt, daß der innere Frieden des menschlichen Organismus im Streit der Elemente nicht gestört wird. Herrlich ist es, wenn in der Nacht der Sturm wie ein

Furienchor aufheult, wenn die Wogen wie Ungeheuer sich heranwälzen, ihre Riesenleiber vom scharfen Kiel durchschnitten werden und die im Schein der Lichter funkelnden Wellenkämme klatschend und zischend zerspritzen. Am Morgen glänzten die Gipfel Korsikas im Neuschnee. Der naßkalte Wind ließ uns fühlen, daß wir nicht mehr im Orient waren und daß daheim der Winter seinen Einzug hielt.

Endlich lief am Sonntagmorgen das Schiff in den Hafen von Marseille ein. Von der Seeseite her zeigte sich die Stadt in ihrem vollen Reize. Wir hatten zum letzten Mal über den Wassern das hl. Opfer gefeiert und standen voll Erwartung am Geländer. Die Paßprüfung und Zolluntersuchung verliefen reibungslos. Unsere erste Fahrt galt dem Heiligtum von Notre-Dame de la Garde auf der Höhe über Marseille. Wir hatten allen Grund, dem Himmel und der Himmelskönigin zu danken, daß die Fahrt ohne jeglichen ernststen Unfall verlaufen war. Die Ober- und Unterkirche war mit frommen Betern dicht gefüllt. An solchen Stätten erkennt man, daß es auch im heutigen Frankreich noch viele gibt, die katholisch denken und empfinden. Auf der hohen Freitreppe vor der Basilika, im Anblick des Meeres und der zweitgrößten Stadt Frankreichs, löste sich unser kleiner „Völkerbund“ auf. Wir nahmen Abschied voneinander, um nach allen Himmelsrichtungen der Heimat entgegen zu eilen.

Der Weg von Marseille nach Trier durchs Rhonetal über Avignon, Lyon, Besançon und Straßburg ist die uralte Kulturstraße, auf der sich von jeher Morgenland und Abendland begegnet sind. Auf diesem Wege sind orientalische Kaufleute ins Moseltal gekommen und haben außer ihren Waren das religiöse Denken ihrer Heimat mitgebracht, bis auf dem gleichen Wege auch das Christentum vom Osten und Süden her seinen Einzug durch Gallia Narbonensis nach Germania Superior und Inferior hielt. Aus den drei Elementen: orientalischem Offenbarungsglauben, römischem Rechtsempfinden und germanischem Gemüt ist die Kultur unserer Heimat erwachsen. Darum trägt eine Orientfahrt, ein persönliches Kennenlernen des Landes der Offenbarung Gottes an die Menschen, nicht nur dazu bei, die Offenbarungsschriften, die Bibel, besser zu verstehen; unter dem hellen Licht des Ostens geht einem auch ein tieferes Erfassen der Heimat auf. „Licht vom Osten“ mußte nach dem Westen kommen, um die Keime zu wecken, die Gott in unsere Heimat Erde gesenkt hat. Würde menschliche Schuld dieses Offenbarungslicht des Christentums erlöschen lassen, so müßte unsere Kultur von den kalten Nebeln des Nordens erdrückt werden. Orientalische Kultur für sich allein verliert sich in der Breite, in der Horizontallinie. Germanisches Denken baut auf dem Punkt des eigenen Ichs nach der Vertikallinie sein Leben auf. Im Kreuze, dem Zeichen der Erlösung, verbinden sich beide, die orientalische Horizontale und die germanische Vertikale. Das Christentum, im Osten, im Lande der Offenbarung, ent-

standen, hat bald im Westen seinen Hauptstützpunkt gefunden. In der Religion des Kreuzes haben Morgenland und Abendland von Gott das empfangen, was ihrer unausgeglichenen Eigenart mangelte. Die Völker Europas hätten wohl nie einen so großen Einfluß auf die Entwicklung der Menschheit gewonnen, wenn nicht die Religion des Kreuzes jahrhundertlang ein einigendes Band um sie geschlungen hätte. Seitdem der Glaube an die göttliche Offenbarung aus dem öffentlichen Leben verdrängt wird, beginnen die zersetzenden Kräfte ihr Werk. Der Orient seinerseits verfiel der Erschlaffung und Erstarrung, als er sich im Schisma von der Hüterin der Offenbarung, der römisch-apostolischen Kirche, trennte. Das oben angeführte Wort von Oskar von Redwitz über Golgotha leuchtet so in einer allumfassenden Bedeutung auf:

„Nur wer sich auf den Mittelpunkt gestellt,
Auf Golgotha, vom Licht der Welt umflossen,
Versteht die alte und die neue Welt,
Den andern bleibt ihr lichter Geist verschlossen.“



